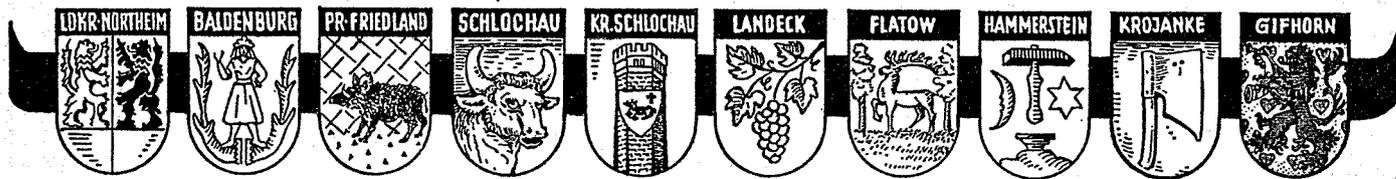


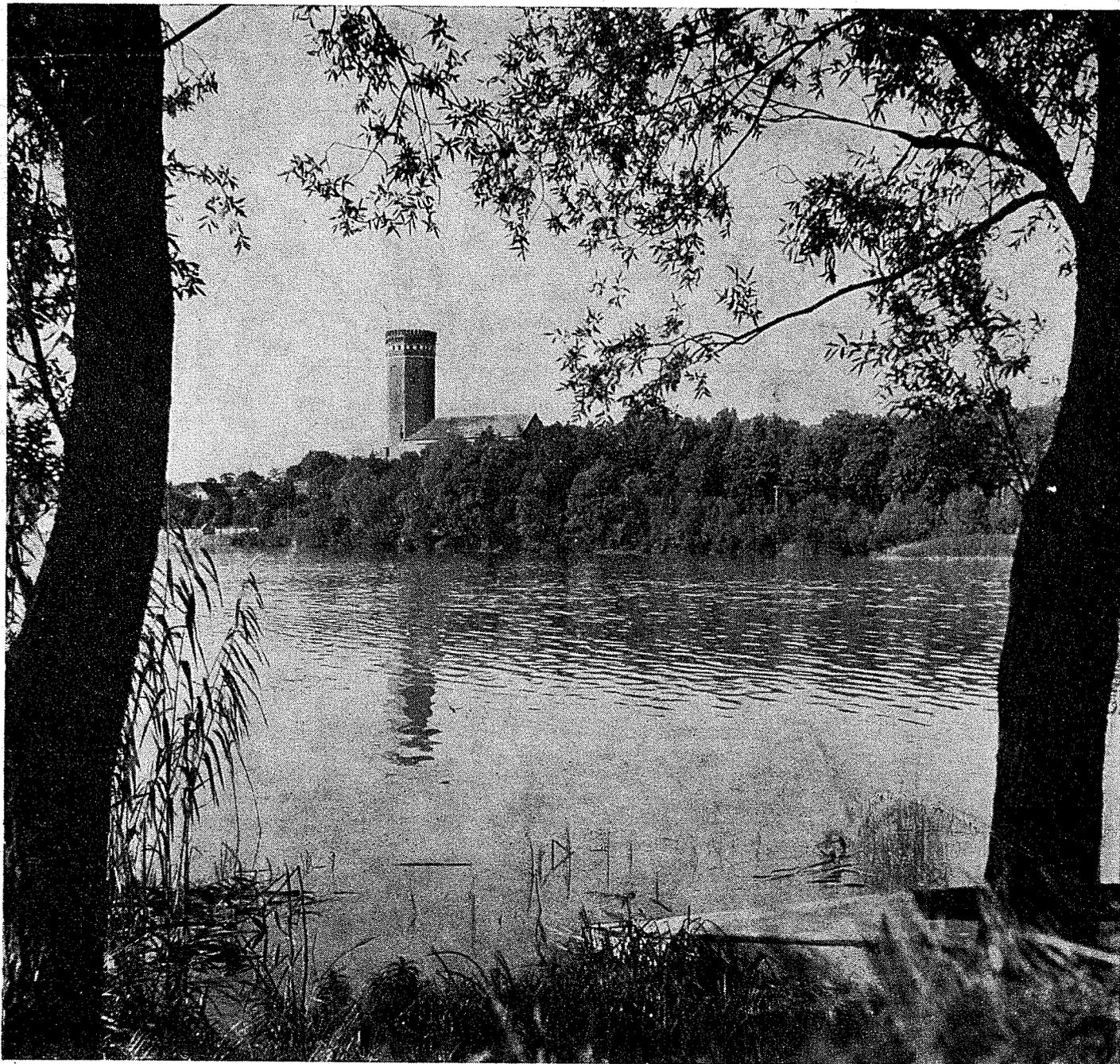
Neues Schlochauer ^{DZU} Flatower Kreisblatt



17. Jahrgang

Bonn, 24. März 1969

Nummer 3 (195)



Schlochau: Blick über den See auf den Ordensburgturm und die evangelische Kirche. Es sieht alles so aus wie vor nun bald fünfundsiebenzig Jahren. Wenn sich die Schlochauer am Pfingstsonnabend und am Pfingstsonntag in ihrer Patenkreisstadt Nordheim treffen, wird ihnen beim großen Wiedersehen dieses schöne Bild immer vor Augen stehen.

Flatower treffen sich Pfingsten 1969 in Gifhorn!

Programm:

Sonnabend, den 24. 5. 1969:

- 17.00 Uhr Tagung des Heimatbeitskreises im Sitzungssaal „Roter Saal“ des Landkreises Gifhorn
- 19.00 Uhr Kleines Platzkonzert auf dem Schloßhof
- 20.00 Uhr Klönabend mit leichter Unterhaltungsmusik im Deutschen Haus. Gleichzeitig Jugendtreffen im Gasthaus „Zur Bleiche“

Sonntag, den 25. 5. 1969:

- 9.30 Uhr Gottesdienst für beide Konfessionen.
- 11.00 Uhr Gedenkfeier auf dem Schloßhof.
- 11.45 Uhr Tagung des Heimatbeitskreises und der Ortsvertrauensleute in der Kantine der Kreisverwaltung.
- 14.30 Uhr Wiedersehensfeier im Schützensaal.

Montag, den 26. 5. 1969:

- 9.30 Uhr Stadtrundfahrt mit Bussen und Abschlußtreffen am Heidesee.

Anmeldungen und Quartierwünsche werden erbeten bis zum 10. Mai 1969.

Anmeldungen sind zu richten:

An den Landkreis Gifhorn

3170 Gifhorn

Herrn Rudi Schaub - Telefon-Nr. 0 53 71/8 21

Muster für Quartierbestellung!

An den Landkreis Gifhorn

Herrn Rudi Schaub

3170 Gifhorn

Telefon-Nr. 053 71/8 21

Ich bestelle verbindlich:

..... Doppelzimmer vom bis 1969

..... Einzelzimmer vom bis 1969

Unterbringung in Mehrschlafräumen

mit Personen vom bis 1969

Nur für Jugendliche:

Ich übernachtete in der

Sportlehrstätte vom bis 1969

(Name) (Vorname) (Wohnort) Straße

Schlochauer aus Stadt und Land, jung und alt!

Alle Landsleute treffen sich zu Pfingsten 1969, Sonnabend, den 24. und Sonntag, den 25. Mai, wieder in der Kreisstadt unseres Patenschaftskreises Northeim.

Auch dieses Mal werden wir wieder in großer Zahl versammelt sein.

Bestellen Sie bitte rechtzeitig Ihre Nachtquartiere, denn in den Feiertagen sind die Hotels und Unterkunftsbetriebe in den Kurorten und Randgemeinden des Sollings und des Harzes schon sehr früh ausgebucht.

Jede Auskunft erteilt Ihnen gern der

Fremdenverkehrsverein — 341 Northeim (Han.), Markt 12, der Ihnen auf Verlangen Prospekt und Gästezimmer-Verzeichnis zusendet.

Vergessen Sie nicht das „Stelldichein“ mit Ihren Verwandten, Freunden und Bekannten anlässlich dieses Heimattreffens jetzt schon zu verabreden!

Haben schon alle jungen Heimatfreunde ihre Beteiligung am Jugendtreffen den Landsleuten Georg Henke oder Joachim Wendt gemeldet? Ich verweise auf die Aufrufe in unseren Heimatblättern vom 21. Januar und 26. Februar 1969.

Turnerfamilie! Befolge die Bitte unseres Turnbruders Hahlweg auf Seite 3048 „Neues Schlochauer und Flatower Kreisblatt“!

In Erwartung eines frohen und gesunden Wiedersehens grüßt Sie in heimatlicher Verbundenheit

Karl Wendtlandt
Heimatkreisbearbeiter

Programm siehe April-Ausgabe des Kreisblattes

Vom Nutzen der Standfestigkeit

Von Dr. Erich Janke

Die Tatsache, daß die Bundesversammlung, welche den Bundesminister der Großen Koalition, Dr. Dr. Gustav Heinemann, zum künftigen Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland gewählt hat, ihre wichtige Aufgabe eben in Berlin erfüllen konnte, ohne daß wesentliche Störungen von sowjetischer und sowjetischer Seite zu verzeichnen waren, stellt besonders in außenpolitischer Hinsicht eine sehr nützliche Lehre für die Zukunft dar. Damit wurde nämlich unter Beweis gestellt, daß **gelassene Festigkeit bei der Wahrnehmung unveräußerlicher Rechte der zweiten deutschen Republik überall in der Welt Sympathien einbringt und sogar ihren Gegnern Achtung abnötigt.**

Was hatte Moskau nicht alles in Bewegung gesetzt, um eine Revision des Beschlusses zu erreichen, die Bundesversammlung in Berlin stattfinden zu lassen. Da rollte eine massive Propagandawelle gegen Berlin und die Bundesrepublik an, deren Grundthese lautete, es handele sich bei diesem Vorhaben der deutschen Demokratie um eine „revanchistische Provokation“, die darauf abgestellt sei, den „status quo“ in Berlin und damit in Europa zu verändern — obwohl doch damit genau das Gegenteil, nämlich die Bekräftigung existierender Rechte bezweckt wurde. Darum wurden überall in der Welt auch diplomatische Vorstellungen erhoben, die allesamt nur den einen Tenor hatten: Daß die „westdeutschen Störenfriede“ von ihren eigenen Verbündeten davon abgehalten werden sollten, eine ost-westliche Konfrontation um Berlin herbeizuführen. Und schließlich wurden nicht nur militärische Manöver in Mitteldeutschland für den Zeitpunkt des Zusammentritts der Bundesversammlung angesetzt, sondern es wurde sogar die „Warnung“ geäußert, ein sicherer Flugverkehr in den Luftkorridoren zwischen Westdeutschland und Berlin könne nicht gewährleistet werden. Doch als dies alles nicht verfiel, wurde zu den Drohungen mit „ernsten Folgen für West-Berlin“ auch ein winziges Angebot — Gewährung von Passierscheinen für die Bevölkerung West-Berlins zu Ostern — hinzugefügt. Das aber war das erste Anzeichen, daß Moskau sich entschlossen hatte, seine aggressivsten Satelliten, Ost-Berlin und Warschau, die es doch selbst zunächst in die vorderste Linie des politischen Angriffs gestellt hatte, zu zügeln und sich selbst mit dem Gang der Dinge abzufinden.

In diesem Zusammenhange darf nicht außer Betracht gelassen werden, daß sich auch in West-Berlin und in Westdeutschland Stimmen erhoben haben, die angesichts der östlichen Drohungen Kritik an der Einberufung der Bundesversammlung nach Berlin übten, ohne dabei zu berücksichtigen, daß jede Äußerung von Befürchtungen, jedes Anzeichen von Unsicherheit nur zu vermehrten Einschüchterungsversuchen führen mußte. Es war dabei besonders bezeichnend, daß genau jene Kreise eine Wegverleitung der Bundesversammlung aus Berlin heraus dringend empfahlen, die sich von jeher nicht genug tun können, eine Anerkennungspolitik in der Deutschlandfrage, besonders hinsichtlich der Oder-Neisse-Linie, zu propagieren. Und wiederum waren es bestimmte Kommentatoren des ARD-Fernsehens und auch gewisse evangelische Zirkel um den evangelischen Bischof Scharf, welche die Mißtöne angaben. Doch ist zuzugeben, daß unbedarfte und leichtfertige öffentliche Äußerungen trotz des Schadens, den sie anrichten können, nun einmal der Preis der Meinungsfreiheit sind, den ein demokratisches Gemeinwesen zu entrichten hat.

Weit wichtiger ist es, die Hintergründe dafür zu untersuchen, daß der Kreml dann schließlich doch zu einer Politik der Vernunft zurückfand, was schon deshalb lebhaft gewürdigt werden muß, weil sich daraus einige Hoffnungen für eine künftighin positivere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Moskau und Bonn ergeben. Es waren gewichtige Gründe, die den Kreml veranlaßten, letztendlich eine gemäßigte Haltung an den Tag zu legen. So stellte sich z. B. heraus, daß der Westen sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges noch niemals in einer deutschen Angelegenheit so einig war wie jetzt anläßlich der Einberufung der Bundesversammlung nach Berlin. Das war vornehmlich das Verdienst des amerikanischen Präsidenten Richard M. Nixon, der nicht nur West-Berlin in kritischer Stunde demonstrativ besuchte, sondern der auch die Verbesserung der britisch-deutschen Beziehungen gefördert hat und seine Absicht kundtat, die Kooperation mit Paris im Rahmen der westlichen Gemeinschaft zu verstärken. Die daraus resultierenden Solidaritätsbekundungen der wichtigsten — und auch der kleineren — westlichen Mächte bewirkten es zu ihrem Teil, daß Moskau davon absah, eine Berlin-Krise heraufzubeschwören, zumal Nixon wiederholt seine Bereitschaft zu Gesprächen mit der Sowjetführung über alle zur Lösung anstehenden Weltprobleme zum Ausdruck brachte. Hinzu kam, daß Peking den Grenzzwischenfall am Ussuri auslöste und eine gewaltige Propaganda gegen die „sowjetrevisionistische Renegatenlique“ bzw. gegen „die neuen, schlimmeren Zaren im Kreml“ entfaltete, die für die Zukunft nichts Gutes für die Sowjetmacht verspricht.

Es ist sicherlich nicht zuviel gesagt, wenn hier die Ansicht vertreten wird, daß sich so etwas wie ein stillschweigendes Zusammenwirken all der Kräfte in der Welt anzubahnen scheint, die sich von Moskau bedroht fühlen. Wer aufmerksam die Divergenzen in der Behandlung der Berlin-Frage auch innerhalb des kommunistischen Lagers beobachtet hat, — nicht nur Belgrad und Bukarest, sondern sogar auch Prag verwandten die ihnen zu Gebote stehenden Möglichkeiten dazu, um beschwichtigend auf die Scharfmacher in Moskau, Warschau und Ost-Berlin einzuwirken —, der kann nicht umhin, die Feststellung zu treffen, daß sich auf weltpolitischer Ebene Veränderungen anbahnen, die eine völlig neue Situation auch für die Bundesrepublik Deutschland herbeiführen könnten. Deshalb war die Bundesregierung gut beraten, als sie noch zu jenem Zeitpunkt, als die Dinge um die Bundesversammlung in Berlin bei weitem noch nicht geklärt waren, ihren Wunsch und Willen bekundete, zur Verbesserung der deutsch-sowjetischen Beziehungen beizutragen. Die Standfestigkeit, die sie gleichzeitig gegenüber ungerechtfertigten Zumutungen zeigte, schuf zudem die Basis für offene und ehrliche Gespräche und Verhandlungen mit dem Kreml. Die Lehre, die sich aus alledem für die künftige Gestaltung der deutschen Außenpolitik im allgemeinen und der Ostpolitik im besonderen ergeben hat, lautet schlicht: **Demjenigen, der weiß, was er will, und der ebenso maßvoll wie unverbrüchlich auf seinen Rechten besteht, wird Unterstützung zuteil werden, und er wird Achtung gewinnen nicht nur bei seinen Freunden.**

Wir rufen die Flatower Jugend:

Kommt zum Heimattreffen nach Gifhorn!

Das in diesem Jahre auf Pfingsten (24./25. und 26. Mai) verlegte Heimattreffen der Flatower sollte nicht nur ein Fest der Freude auf ein Wiedersehen für die alten, ihrer ostdeutschen Heimat noch verbundenen Menschen aus dem westpreußisch-pommerschen Grenzkreise Flatow sein, sondern auch ein Anruf an die junge nachwachsende Generation, sich der großen Verpflichtung als Söhne und Töchter heimatvertriebener Grenzlanddeutscher bewußt zu werden.

Dieses Heimattreffen, zu dem wir Flatower uns alle zwei Jahre in unserer gastfreundlichen Patenstadt Gifhorn versammeln, soll uns geeint finden in dem Willen, zusammenzuhalten und um keinen Preis das Land aufzugeben, das unseren Ahnen und uns Heimat war und immer bleiben wird! Auch die jungen Flatower sollten sich dazu bekennen und ein Interesse am gesamtdeutschen Schicksal zeigen, den Gedanken an die Heimat der Väter hochhalten und in ständiger Verbindung mit der älteren Generation bleiben, die die Heimat noch sah und erlebte. Unsere Jugend sollte bemüht sein, zu den Jugendlichen des Patenkreises Gifhorn Kontakt aufzunehmen, um den heimatlichen Hort in dieser so entgegenkommenden, gastfreien Patenstadt nicht zu verlieren. Das sind wir Flatower, die wir seit Übernahme der Patenschaft durch den Landkreis Gifhorn im Jahre 1955 Gastrecht und Güte genossen, unseren Gifhorer Paten schuldig!

Unser Patenkreis hat während der vielen Heimattreffen immer wieder zum Ausdruck gebracht, daß er weder Mittel noch Wege scheute, um auch der jungen Generation aus dem Kreise Flatow Anker und Brücke zur Heimat ihrer Väter zu sein und das Erbe zu pflegen und zu erhalten. Daß der Patenkreis uns Flatowern, solange wir in einem immer noch geteilten Vaterlande fern der Heimat leben müssen, eine örtliche Heimstätte zu geben gewillt ist, spürten wir dankbar bei allen Begegnungen in der Patenstadt, erst unlängst wieder während der Arbeitstagung des Heimatkreisausschusses Flatow, die dem Schreiber zu diesem Bericht die Anregung gab.

Da auch interne Veranstaltungen für die Jugend vorgesehen sind, gedacht ist an einen Klön- und Tanzabend etc., wie OKD a. D. Dr. Ackmann und der für die Organisation wieder verantwortlich zeichnende Kreisjugendpfleger Schaub während der Arbeitstagung am 17. Januar 1969 andeuteten, wird die Jugend dringend gebeten, am Heimattreffen der Flatower zu Pfingsten 1969 in Gifhorn teilzunehmen.

Es ist der Wunsch des Heimatkreisausschusses, der dem Verfasser gegenüber die Bitte ausgesprochen hat, daß dieser Anruf an die Flatower Jugend in entsprechender Form von dem Mitarbeiter des Kreisblattes und Verbindungsmann zwischen dem Landkreise Gifhorn und dem Flatower Kreisausschuß zur Veröffentlichung an das Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt weitergereicht wird.

Karlheinz Wachholz

Werbt für unsere Heimatzeitung!

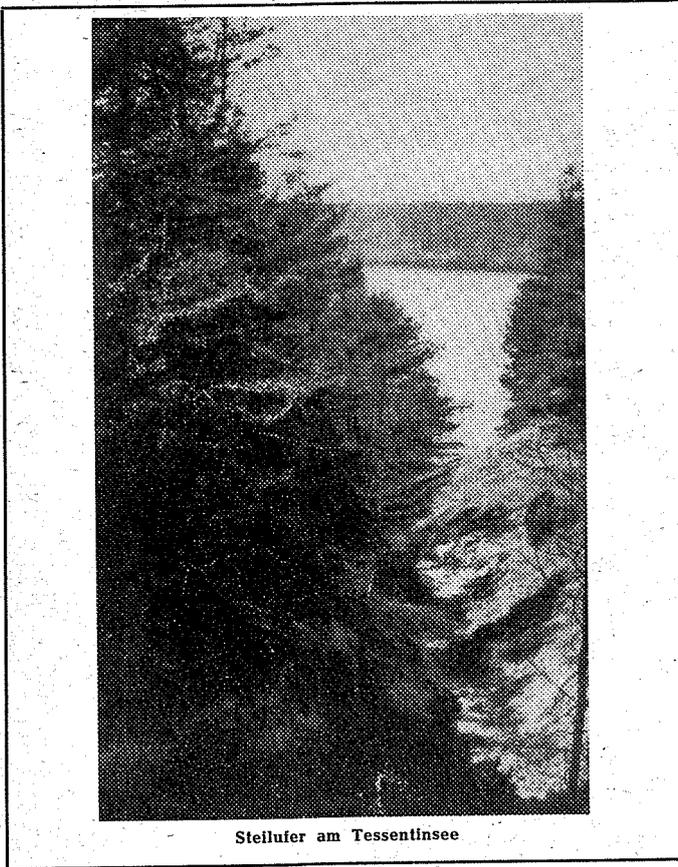
Die Baldenburger Seen

Fast alle Städte unserer pommerschen Heimat liegen an Seen oder Flüssen. Dies trifft auch für die Stadt Baldenburg zu, die gleich an mehreren Seen liegt. Die Baldenburger Seen, die zusammen eine 14 km lange Seenrinne bilden, entstanden in der Eiszeit durch die Ausstrudlung der Schmelzwässer des Eises, teils unter dem Gletschereis, teils vor seinem Rande.

Der nördlichste Teil der Seenrinne, der Tessentinsee erstreckt sich bereits in den Baltischen Höhenrücken, der durch die Ablagerungen der Endmoränen gebildet wurde und Höhen bis zu 240 Meter erreicht. Hierdurch entstand eine außerordentlich reizvolle Landschaft mit steilen Ufern und Schluchten. Gegen Süden hin verflachen sich die Uferböschungen, ebenso nimmt die Tiefe der Seen von Nord nach Süd ab. Der Untergrund der Seen besteht aus Seekreide. Dieser Kalk ist in der unmittelbar auf die Eiszeit folgenden Periode den Seen zugeführt worden, als der Boden noch viel kalkhaltiger war als heute und die den Seen zuströmenden Gewässer viel gelösten Kalk mitführten.

Alle Baldenburger Seen sind durch ein Fließchen miteinander verbunden. Dieses wird erst „Mühlen- oder Stadtfließ“, später „Prybrafließ“ und zuletzt „Ballfließ“ bezeichnet.

Jeder der Baldenburger Seen hat seine Besonderheiten. Der Tessentinsee ist mit einer Länge von 3,5 km und einer Breite bis zu 600 m zwar nicht der größte aber landschaftlich der schönste. Er liegt 155,5 m ü. NN und ist bis zu 50 Meter tief. Zufluß erhält er durch die Sallnitz, ein kristallklares Fließchen, welches in der Nähe des Burgwallturmes entspringt, sowie durch zwei kleine Bäche aus den Tessentiner Wiesen und dem Rohrbruch.



Steilufer am Tessentinsee

Der See ist gänzlich vom Wald umgeben und liegt zwischen steilen Uferböschungen, die bis zu 40 Meter ansteigen. Hierdurch erreicht er seine tiefgrüne Farbe, die ihm Schönheit und Anmutigkeit, aber auch etwas Unheimliches verleiht.

Fischreich sind alle Baldenburger Seen. Hechte, Aale, Barsche, Schleien, Plötzen, Rotfedern, Kaulbarsche und Ukeleis trifft man überall. Was aber den Tessentinsee besonders auszeichnet ist die Maräne, ein silbrig aussehender, wohlschmeckender Fisch für Feinschmecker der nur in tiefgründigem klarem Wasser lebt. In den anderen Baldenburger Seen kam er nur vereinzelt vor, aus dem Tessentinsee jedoch wurde er zahlreich angelandet.

In den Wäldern rings um den See waren Ruhe und Einsamkeit zu Hause. Nur selten traf man einen Menschen, oft konnte man dagegen Rotwild sehen, wenn es die Ästchen an den Wiesen aufsuchte. Vor allem aber traf man Wildschweine, manchmal ganze Rotten. Neben Füchsen, Rehen und Dachsen konnte man hier auch vereinzelt noch Wildkatzen antreffen. Wildtauben

hatten sich besonders im „Keil“ angesiedelt. Ihr „Ru-ku-ku“ schallte einem schon von weitem entgegen. In den vielen schilfreichen Buchten des Sees konnte man Tausende von Wasservögeln antreffen. Neben Stock- und Tafelenten sahen wir auch vereinzelt Pfeifenten. Viele Taucher bevölkerten den See, neben unzähligen Bläbhühnern.

Im Schilfrohr konnten wir den Kiebitz und die Rohrdommel beobachten, und über allem kreisten Rohrweihe und Fischadler. Vorn, am Ausläufer des Sees zur Walkmühle, wucherte die Seerose in üppiger Fülle und bot zur Blütezeit einen prächtigen Anblick.

Lothar Stielow
(Fortsetzung folgt)

International

Im ersten Weltkrieg war auf der Försterei meines Vaters ein russischer Kriegsgefangener beschäftigt namens Stefan. Er stammte aus Tobolsk in Sibirien. Ich war damals ein Junge von 12 Jahren und hatte mich mit Stefan gut angefreundet. Einmal tat Stefan den Ausspruch: „Rußland und Deutschland alles egal. Wenn Frauen kriegen einen Schreck, dann sie rufen h u u c h !“

Zweifellos hatte Stefan richtig beobachtet. Einmal ist dieser Ausruf huuch auf das weibliche Geschlecht beschränkt. Ich habe nur ein einziges Mal einen Mann huuch rufen hören. Im übrigen gibt es Huuchruferinnen auch in anderen europäischen Ländern. Ich halte das Huuch für international. L

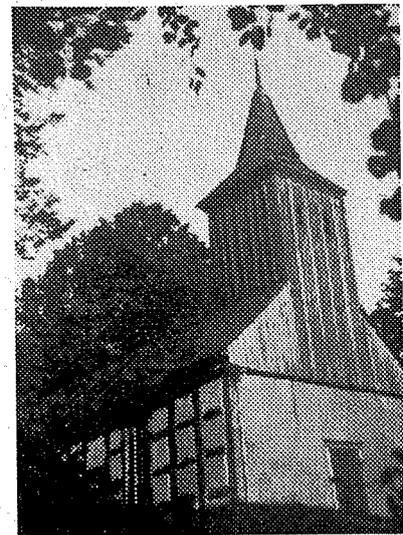
Der Orden

2. Teil (siehe auch Seite 3039, Nr. 2/1969)

Einige Tage später stürmte Schulze Christoph mit dem Orden im Karton die Wohnung des Lehrers L. mit dem Ruf: „Der Orden ist da! Der Orden!“ Stauend bewunderte der Amtssekretär das Prachtstück, las aufmerksam die Urkunde und gratulierte dem Schulzen, der stolz trompetete: „Wie grell (schön) die Herren schriewen können!“ O stolze Männerbrust! Doch da sprach dämpfend die Amtsstimme: „Christoph, keinem was erzählen, denn wenn die anderen Schulzen das wissen, will jeder einen haben und dann ist das nichts mehr.“ — Sonntags und feiertags jedoch wurde der Traurock angezogen, der Orden angelegt; stolz standen Mann und Frau vor dem Spiegel und freuten sich auf den Tag, wo das gesamte Dorf ihren Stolz erfahren durfte.

Zwei Jahre vergingen friedlich; doch mit des Geschickes Mächten . . . In Ziskau sollte das Kreis-Krieger-Verbandsfest stattfinden. — Der große Tag war gekommen, es gab kein Halten mehr für unseren Christoph: hinein in den Traurock, den Orden angelegt und hoch erhobenen Hauptes mit geschwellter Männerbrust begab sich der Schulze zum Appellplatz. „Antreten! Ausrichten! Stillgestanden! Augen rechts!“ Der Stab schritt die Front ab. Der Prinz, der Provinzial-Verbandsvorsitzende, General R., der Kreiskrieger-Verbandsvorsitzende, Major d. R. Baron K., Oberst a. D. und die übrigen glänzenden Uniformen. Plötzlich stützen Seine Exzellenz, greifen zum Monokel, der Zeigefinger stößt vor: „Was ist das?“ „Der Orden, Exzellenz!“ Fassungslos staunen — nur über zwei Gesichter zieht ein leises Grien, das des Prinzen und das des Lehrers L. Exzellenz an Oberst a. D.: „Untersuchen!“ und weiter geht es die Front entlang.

Rauchende Köpfe beugen sich über den Orden. Es ist nichts. Der Lehrer L. wird wegen groben Unfugs mit 50 Mark Ordnungsstrafe belegt, die Zahlung im Gnadenwege erlassen. L. B.



Kleines Fachwerkkirchlein in Ruthenberg, erbaut 1680. Romantisch, von mächtigen Baumkronen umgeben, steht es auf einem Hügel oberhalb des Dorfes. (zum Bericht auf Seite 3061)
Foto L. G.

Bilder aus heimischer Vorzeit

Von L. Gerschke

1. Der erste Mensch in Schlochau

Wovon ich diesmal erzählen will, das ist schon sehr, sehr lange her. Es mag so um 4000 Jahre vor Christi Geburt gewesen sein. Noch ragte keine Stadt, kein Dorf mit leuchtenden Dächern in unserer Gegend zum Himmel, und wo heute Schlochau liegt mit seinem Turm, seinen Straßen, Häusern, Feldern und Wiesen, da rauschte ein Jahrtausende alter Urwald, den noch keines Menschen Fuß betrat. Aus dem Waldesdunkel aber leuchtete klar und blau wie der Mantel Freias, der Göttermutter — der Schlochauer See, rings umkränzt von hohem Schilf.

Ein Frühsommertag! Über dem träumenden Urwald steht die funkelnde Sonne wie das Auge Wodans, des Allvaters. In den Kronen der Eichen und Buchen horsten die Reiher, Auerhähne fauchen ihr Balzlied. — Hier und da ist einer der Urwaldriesen vom Sturm entwurzelt; im feuchten Waldgrunde vermodert er, über und über mit Moos bedeckt. Der Wald streckt seine Fühler bis tief ins Schilf des Sees hinein. Aus einer nahen Uferhöhle brummt der Bär, irgendwo zwischen Röhricht und Wald grollt der Urstier, und in der dunklen Tannenschlucht heulen die Wölfe, klaffen die Füchse.

Am Ufer des Sees stehen zwei Reiher, das eine Bein an den Leib gezogen. Da knackt es im Gebüsch. Die Reiher heben den Kopf. Langsam tritt aus dem Walde ein großer, starker Hirsch mit mächtigem Geweih. Schritt für Schritt kommt er über die absteigende Waldlichtung zum See hinunter. An der schilffreien, sandigen Bucht geht er zur Tränke. Gierig trinkt er das klare, kühle Wasser, von Zeit zu Zeit sichernd. — Da teilen seitwärts zwei weiße Arme das vorspringende Ufergebüsch. Der Kopf eines jungen Burschen mit blondem Haar und blauen Blitzaugen taucht auf. Nun reckt sich auch der in leichtem Wolfspelz steckende schlanke Körper vor, und im nächsten Augenblick surrt sein Pfeil mit scharfer Steinspitze von der Sehne seines Bogens und fährt dem kapitalen Tier durch den Hals. Röchelnd bricht der Riesenhirsch zusammen. — „Gut getroffen, Wulfo!“, ruft eine rauhe Stimme, und hinter dem mächtigen Eichenstamm springt Rothari, der Vater, mit geschwungener Steinaxt hervor, das um sich schlagende Tier vollends zu töten. Wulfo folgt ihm mit dem Bogen. „Ein prächtiges Tier“, lobte der Vater und blickte stolz auf seinen Sohn. „Das gibt einen guten Braten nach der langen anstrengenden Wegfahrt!“ Rothari geht darauf in den Wald zurück, wo auf einer kleinen Lichtung die Fahrtgenossen ruhen, Männer, Frauen und Kinder, vor kurzem erst von weiter Fahrt hier angekommen. Einzelne von ihnen trugen ein selbstbereitetes Gewand aus Wolle, andere jedoch hatten ein Kleid aus Fellen zusammengenäht. Dicht neben ihnen weidete eine kleine Zahl Ziegen, Schafe und Rinder, die die Angekommenen aus der alten Heimat mitgetrieben hatten, und die nun begierig das zarte Gras fraßen, umkreist von wachsamen Wolfshunden. „Nicht weiter ziehen wir“, rief Rothari, „endlich haben wir einen Platz gefunden, wo wir unsere Herdstatt bauen können. Der große See hat viele Fische, der Wald reichlich Wild, und auf den saftigen Waldwiesen kann unser Vieh grasen. Auch scheint hier noch nie ein Mensch gewesen zu sein, denn keins der Waldtiere fürchtet uns. Für das erste Mahl in der neuen Heimat haben wir soeben gesorgt. Wulfo hat einen mächtigen Hirsch zur Strecke gebracht, wir wollen ihn zerlegen!“ — Am Ufer angekommen, zog man mit scharfkantigen Feuersteinsplittern und Steinbeilen den Hirsch unter viel Mühe ab und zerlegte ihn in große Stücke. Wulfo nahm das mächtige Geweih und zeigte es stolz den Männern und Frauen.

Turold, der findigste Kopf unter allen, hatte inzwischen Feuer bereitet. Er quirlte einen angespitzten harten Eichenstab so lange auf einer Unterlage von trockenem Erlenholz, bis das Bohrmehl zu glimmen begann. Frauen und Kinder trugen trockenes Holz zusammen und bald flammte ein lustiges Feuer auf, über dessen Glut man das Fleisch briet, das auf spitze Stäbe gespießt war. Wenn es auch nicht immer weich war, die kräftigen Zähne wurden auch mit zähen Stücken fertig. — Nach dem Mahle gingen alle daran, starke Äste im Kreis in die Erde zu schlagen. Dazwischen flocht man Zweige zu einer festen Hürde. In diesen Ferch trieb man zur Nacht das Vieh.

Längst war die Sonne hinter den hohen Waldbäumen untergegangen. Frauen und Kinder schliefen bereits — diesmal noch unter freiem Himmel. Die Männer saßen noch einige Zeit um das verglimmende Feuer und besprachen die nächsten Arbeiten. Sie wollten jagen und fischen und nahe dem See bei den großen Waldbäumen wohnen. In die Erde wollten sie sich eingraben, nach Gewohnheit der alten Heimat, im Winter warm zu wohnen, wie sie es von den Waldtieren gesehen hatten. Auf diese Wohngrube aber wollten sie ein Spitzdach aus Stangen setzen, gedeckt mit Schilfrohr des Sees.

Das Feuer verlöschte nach und nach. Man scharfte Asche über die Glut, um das Feuer für den nächsten Tag zu erhalten. Dann streckten auch die Männer die müden Glieder zum Schlaf aus. Droben am Himmel aber stand rein und klar der Abendstern und blickte freundlich auf die Schläfer herab.

2. Das Leben am See

Am nächsten Morgen kamen die Waldtiere wie gewöhnlich zum See zur Tränke. Sie spähten vom Walde zum Ufer. Da aber war es nicht mehr geheuer. Sie hörten fremde, laute Stimmen, und in dem flachen Wasser planschten kleinere und größere Geschöpfe mit blonden Haaren und weißen Armen unter Lachen und Kreischen. Zornig stampften die urigen Waldbewohner mit dem Vorderfuß, daß sie so verdrängt würden und suchten sich einen anderen Uferplatz.

Auf der Waldlichtung unter der großen Eiche aber baute Rothari mit Hilfe seines Weibes und seines ältesten Sohnes die neue Heimstatt. In der Mitte der Wohngrube war die Feuerstelle, ringsherum aber lagen erhöhte die Ruheplätze für die Familie. Hier war auch Platz zur Aufbewahrung von kleinen Geräten, wohl auch zur Unterbringung von Holz für den langen Winter. — Bald war auch das Spitzdach fertig. Vor den Eingang war das Fell des Riesenhirsches gehängt. — Solche Wohngruben bauten die andern Familien in einiger Entfernung auch. Alle waren froh, jetzt ein Dach über dem Kopf zu haben.

Eines Abends zerrieb Frau Hildegund, Rotharis Frau, zwischen zwei Steinen, von denen der untere wie eine große Schale ausgehöhlt war, Gerste, um daraus einen dicken Brei zu bereiten. Den strich sie auf flache, im Feuer erhitzte Steine und backte daraus Brotfladen.



Mahlstein mit Reiber wie sie Frau Hildegard in unserer Erzählung benutzte. Das Foto zeigt Stücke aus dem Schlochauer Kreismuseum.

„Unser Vorrat an Getreide geht zu Ende“, sagte sie zu ihrem Mann, der eben mit einem starken Rehbock über der Schulter von der Jagd heimkam. — „Ihr Frauen müßt neues säen!“ rief Rothari munter. „Hast Du wenigstens noch etwas zur Aussaat?“ Da nickte Hildegund und dachte an die harte Feldarbeit, die den Frauen allein überlassen war. — Eifrig sah man am nächsten Tage nicht nur Hildegund, sondern auch andere Frauen auf dem baumfreien Lande arbeiten. Die Knaben halfen, das Gestrüpp ausreißen. Mit dem angespitzten Grabstock lockerte man mühsam die Erde und entfernte das Gras. Einzelne benutzten auch Stein- oder Hirschhornhacken.

Als ein Stück Ackerland bearbeitet war, wurde die aufgelockerte Erde mit Gerste bestellt. Auch ein dichter Zaun aus Zweigen und Dorn wurde herumgesetzt, das Feld vor Wild zu schützen. Die Saat wuchs rasch und versprach eine gute Ernte.

3. Die Steinaxt

Auch die Männer waren inzwischen nicht müßig gewesen. Sie hatten neue, dauerhafte Umzäunungen für das Vieh gemacht, und stets mußten sie auf der Hut sein, daß nicht der starke Bär oder der hinterlistige Wolf die Tiere überfiel. Erst neulich hatten sie einen harten Kampf mit einem Bären gehabt, der plötzlich ein starkes Kalb mit einem einzigen Schlag seiner Pranke zu Boden geworfen hatte.

Oft saßen die Männer tagelang und schlugen aus dem harten, aber leicht spaltbaren Feuerstein geschickt scharfe Splitter zu Schabern und Messern, hämmerten und schliessen wohl auch kunstvoll ihre Steinbeile und Speerspitzen. Besonders Turolld konnte herrliche Steinbeile machen. — Heute saß er gerade vor seiner Wohngrube. Zwischen den ausgestreckten Beinen hatte er einen flachen Sandstein, den er am Ufer gefunden hatte. Vor ihm lagen auf dem Bauch ein paar Jungen, die ihm mit großen Augen zusahen, wie er diesmal aus einem dicken, grauen Feldstein ein Beil fertigen wollte. Er schickte sie zum See, Sand zu holen, und einer mußte im Horn eines Auerstiers Wasser bringen. Abwechselnd schüttete er Wasser und Sand auf den flachen Sandstein und schliff darauf das noch unregelmäßige Steinbeil. Viele Stunden, ja, manche Tage mußte Turolld sich so mühen, ehe das Beil die gewünschte Form bekam. Wundersame Geschichten von dem großen Meer, an dem sie früher mal gewohnt hatten — vom Kampf mit dem Bären oder dem Urstier erzählte er den auf-

horchenden Knaben. — Bisher hatte man die schmalen Beile aus Feuerstein einfach in einen gespaltenen Holzstiel geklemmt und mit Tiersehnen festgebunden. Schon war das neue Beil einigermaßen glatt geworden. — „Aber oben ist es ja noch viel zu dick“, meinte überlegen einer der Jungen, „so kannst du es doch nicht in einen Stock klemmen!“ Turolld lächelte und strich über den Flachkopf des Kleinen. Dann stand er auf und holte den Bein-knochen eines Hirsches. Auf die Querseite der Axt streute er feuchten Sand, setzte dann den starken Knochen darauf und drehte ihn hin und her, daß der Sand nur so knirschte und in dem Stein tiefe Schrammen hinterließ. Geduldig setzte er in den nächsten Tagen diese Arbeit fort, bis der Stein durchbohrt war. — Nachdem Turolld das Beil scharf geschliffen hatte, setzte er einen Stiel in die Öffnung. (Das war der Anfang unserer heutigen Axt.) — Stolz besah er sein Werk. Solch Beil wie er, trug noch keiner der Genossen am Gürtel.

(Wird fortgesetzt)

Aufruf an alle Flatower Heimatfreunde!

Hütet das Erbe! Helft mit bei der Sammlung alten Flatower Kulturgutes für die Flatower Heimatstube in unserer Patenstadt Gifhorn!

Während der Arbeitstagung des Flatower Heimatkreis-ausschusses am 17. Januar 1969 in unserer Patenstadt Gifhorn erwähnte Oberkreisdirektor a. D. Dr. Ackmann auch das begrüßenswerte Vorhaben, eine Heimatstube für die Flatower Patenkinder in Gestalt eines Erinnerungszimmers zu schaffen, damit zugleich eine Anregung des darum bemühten, durch Krankheit leider abwesenden Heimatkreisbearbeiters von Wilkens, Lübeck, wieder aufgreifend.

Heimatkreisaußschußvorsitzender Braun begrüßte diesen Plan, doch wies er auf die Schwierigkeiten hin infolge fehlenden Materials. Wohl seien Karten und einige Bilder, Schriften und Bücher über den Kreis Flatow noch vorhanden, jedoch reichten sie nicht für eine Heimatstube aus, so daß höchstens eine Angliederung an das schon bestehende Kreisheimatmuseum zu erwägen wäre.

OKD Wandhoff, für dieses Vorhaben ebenfalls aufgeschlossen, betonte, man solle, wenn man sich schon für die Errichtung einer Heimatstube entschieße, nichts Halbes hinsetzen, sondern alle Wege, zu Material zu kommen, auch ausschöpfen.

Herr Momberg regte an, über das Kreisblatt auf die Flatower einzuwirken, noch in ihrem Besitze befindliche Bilder, Bücher und Gegenstände aller Art dem Patenkreise zur Verfügung zu stellen. Und so wurde der zur Tagung hinzugezogene Mitarbeiter des Kreisblattes, Ldsm. Wachholz, gebeten, einen Aufruf an alle Flatower Heimatfreunde zu verfassen, daß man beabsichtige, eine ostdeutsche Heimatstube für die Flatower in ihrer Patenstadt Gifhorn zu errichten.

In vielen Familien dürften in staubigen Winkeln noch Erinnerungsstücke an die alte Heimat herumliegen, die für den einzelnen keinen Wert mehr haben, die aber als Museumsgabe innerhalb des Kreisheimatmuseums eine wertvolle Bereicherung darstellen könnten.

Um diese wertvollen Fundstücke der Nachwelt zu erhalten, wird es ratsam sein, sie zu sammeln und zentral zu lagern, unter fachmännischer Aufsicht. Letzten Endes geht es doch darum, das Leben und die Kultur der Menschen in unserer Flatower Heimat Flatowern wie Gifhornern sichtbar werden zu lassen, so daß die nachwachsende Generation, die ja das Geschehen in der Heimat nicht mehr aus eigenem Erleben kennt, Landschaft und Leistung in Wort und Bild auch einmal sieht und damit eine Bindung zur Heimat der Vorfahren spürt. Mit so einer Heimatstube wird den jugendlichen Besuchern nahegelegt, sich mit der Heimat im Osten zu beschäftigen, und bei diesem oder jenem dürfte das Verlangen aufkommen, das Flatower Land näher kennenzulernen. Damit unser ostdeutsches Kulturgut bewiesen und in Zukunft nicht verloren geht, darin liegt wohl der nicht hoch genug zu veranschlagende Sinn so einer sorgsam gehüteten Heimatstube.

So ergeht die Bitte an alle Flatower, einmal daheim „Inventur zu machen“ und evtl. brauchbare Dinge des täglichen Lebens (Bilder, Skizzen, Stiche, Trachten, typische heimatliche Kleidungsstücke, Handwerkszeug, Geräte aus der Landwirtschaft, Jagdgeräte und Trophäen, Fundstücke aus der Geologie des Kreises u. a. m.) dem Patenkreise für unser Vorhaben zur Verfügung zu stellen. Jedes auch noch so unwichtig erscheinende Stück kann für den Fachmann von unschätzbarem Werte sein.

Und deshalb geschieht dieser Aufruf des Heimatkreis-ausschusses Flatow und des Landkreises Gifhorn, hier mitzuhelfen, eine Bitte, der sich kein heimatbewußter Flatower entziehen sollte.

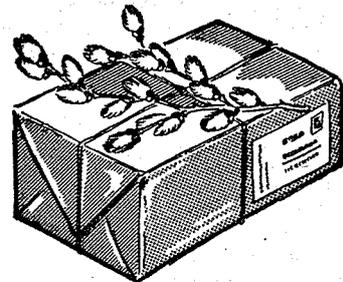
Fundstücke sind zu senden an die folgende Anschrift:

Landkreis Gifhorn
— Flatower Kulturgut —
317 Gifhorn
Kreisverwaltung
Schloßstraße 2

Es wird darum gebeten, diese Sachen für die bereits eingerichtete Sammelstelle zum Heimattreffen zu Pfingsten schon mitzubringen, wofür allen Spendern Flatower wie Gifhormer dankbar sein werden.

Karlheinz Wachholz
Pressereferent der Flatower
in ihrer Patenstadt Gifhorn

**ZU
OSTERN**



**VERGISS
DIE
„DRÜBEN“
NICHT!**

Kreis Deutsch-Krone „am unteren Ende der Liste“

Warschau (hvp) Unter allen Landkreisen der „Wojewodschaft“ Köslin befindet sich der Kreis Deutsch-Krone hinsichtlich der landwirtschaftlichen Produktion „am unteren Ende der Leistungsliste“, berichtete die Parteizeitung „Głos Koszaliniski“. Besonders auf den „wirtschaftlich schwachen Höfen“ habe sich der Bestand an Rindern und Schweinen vermindert, wie hier auch außerordentlich niedrige Erträge bei Getreide und Kartoffeln zu verzeichnen seien. Bei älteren Hofbesitzern könne man es noch verstehen, daß diese nur für den eigenen Bedarf Pflanzenanbau betrieben und den Viehbestand entsprechend geringfügig hielten, aber es habe sich auch die Erscheinung eingestellt, daß auch junge Bauern nur für den Eigenbedarf ihrer Familien wirtschaften, schrieb die Parteizeitung „Głos Koszaliniski“. So würde beispielsweise Getreide dermaßen unzureichend angebaut, daß der Hektarertrag bei nur 5 Doppelzentnern liege, während man überhaupt keine Viehzucht mehr betriebe. Solche Zustände könnten nicht länger geduldet werden. Auch habe sich in der Partei und ihren Gliederungen im Kreise Deutsch-Krone der Anteil der Bauern am Mitgliederbestand in den letzten beiden Jahren beträchtlich vermindert.

Keine Osterfeier ohne Ostereier

Eine Schlochauer Jugenderinnerung

Schlochauer versteckten gern Ostereier in ihren Gärten oder irgendwo im Freien — Die Tannen hatten es „in sich“ — Das Fünf-Mark-Ei — Gefunden ist gefunden, abar ehrlich währt am längsten!

Mein Freund Leo, sein Spitzname war Leonidas, später gab ihm unser Mathematiklehrer, der „dicke Reuter“ einen anderen rühmlichen Namen, — also nochmals: mein Freund Leo und ich, wir waren damals als Untertertianer mittelmäßige „Vertreter“ der Schlochauer Oberschule. So waren wir denn froh, daß wir wieder einmal das „Klassenziel“ erreicht hatten und nun zehn Tage lang mit unseren blauen Mützen auf dem Kopfe die Freiheit genießen konnten.

Der Ostersonntag war herangekommen. Fröhlich waren wir im Wäldchen die ersten Wanderer in Gottes freier Natur. Die Sonne lachte auf das spiegelglatte Wasser des Sees herunter, als wir den schmalen Weg zwischen dem Gelände der früheren Taubstummenanstalt und dem Damenbad entlangwanderten. Das Gebäude der Oberschule am See und das Familienbad schlummerten damals noch auf dem Reißbrett des Architekten. Beide Bauten entstanden erst später. Als wir so auf dem schmalen Fußsteig unterhalb der Bürgermeister-Zieger-Promenade zwischen Wurzeln und Gestrüpp dahinsprangen, entdeckten wir am jenseitigen Ufer des Sees einen Mann. Dieser Mann machte sich an den Tannen zu schaffen, die am Weg hinter Neumanns Mühle verstreut ein einsames Dasein fristeten. Die Tannen waren nicht allzu hoch. Der Mann griff hier in die Tannen hinein, er griff dort in die Tannen hinein. Ein Stück davon entfernt standen zwei Mädchen, die auf die Wasserfläche blickten. Der Mann interessierte uns. Wir strengten unsere Augen an, konnten aber auf eine Entfernung von etwa 300 Metern niemanden erkennen. Schließlich entfernte sich der Mann von den Tannen und die beiden Mädchen kamen herbei und griffen nun ihrerseits in die Tannen hinein. Das kam uns ja nun noch verdächtiger vor. Wir beschlossen, uns die Sache mal näher zu betrachten.

Gesagt, getan: Eiligst machten wir eine Kehrtwendung, so schnell, wie das auf dem schmalen Pfade möglich war, durcheilten das Gehölz an der Taubstummenanstalt und überquerten die Brücke in der Bahnhofstraße, um an der Mühle vorbei links in den Weg zum See einzubiegen. Bald erlebten wir denn auch des Rätsels Lösung: zuerst erblickten wir etwas abseits den uns bekannten Herrn Direktor Klei (ich habe die zwei letzten Buchstaben seines Namens absichtlich fortgelassen, damit der Uneingeweihte nicht gleich weiß, um welchen Schlochauer Bürger es sich handelt). Er war auf dem Heimwege. Wer aber noch da war und in den Tannen herumsuchte, das waren seine beiden lieb-reizenden Töchter, von denen die eine unsere Klassenkameradin war, nämlich Charlotte Klei. Als sie uns sahen, wurden sie über und über rot (ja das gab es damals noch!). Schließlich waren wir ja schon fast vierzehn Jahre alt. Wir grüßten und taten so, als bemerkten wir ihre sonderbare Tätigkeit nicht. Von Luise sah man allerdings nur die Rückseite, weil sie ziemlich tief in die Tannen hineingekrochen war. Nachdem wir etwa hundert Meter von den beiden Mädchen entfernt unsere Schritte mäßigten, um uns gegenseitig unsere uns höchst überraschende Entdeckung zuzuflüstern, setzten wir uns erst einmal in das noch feuchte Gras, um die weiteren Dinge in Ruhe abzuwarten. Einmal würden die beiden Ostereier suchenden Mädchen ja nach Hause gehen.

Es dauerte denn auch nicht lange. Die etwas peinliche Situation, beim Eiersuchen entdeckt worden zu sein, ließ es Lotte und Luise wohl ratsam erscheinen, ihre öffentliche Sammeltätigkeit abzubrechen. Ich glaube aber heute noch nicht daran, was Leo nun meinte. Er behauptete nämlich, die Mädels gingen nur deshalb so schnell fort, um uns auch noch etwas von dem süßen Segen in den Bäumen zu lassen. Leos Ansicht schien gesiegt zu haben. Denn siehe da: als wir jetzt in die Tannen krochen, die nun wieder einsam und verlassen dastanden, da entdeckten wir große bunte Eier aus Zucker und Marzipan. Sie schmeckten viel besser, als die Eier, die wir bereits zu Hause in Nestern gefunden hatten.

Nachdem wir nun glaubten, alle versteckten Eier gefunden zu haben, wollten wir uns auf den Heimweg machen, nicht ohne der Klei'schen Wohnung in der Bahnhofstraße einen dankbaren Blick zugeworfen zu haben. „Halt“, rief mein Freund Leo, und stürzte auf eine Tanne zu. Aus dem Moos, dicht am Stamm zog er ein grünes Ei, welches ganz aus Pappe gearbeitet war. Dieses Ei konnte man öffnen. Leo tat das und hatte zwei gleiche Schalen in der Hand. In der einen Schale aber lag etwas Eingewickeltes: ein Geldstück! Es waren runde fünf Mark! Wir waren zunächst sprachlos, denn damals waren fünf Mark noch fünf Mark. Was konnte man sich nicht alles dafür kaufen! Wir

glaubten zu träumen. Na, so ein Glück! Selbstverständlich hatten wir das Geld gefunden, und es gehörte uns. Endlich beschlossen wir — wir hatten inzwischen immerhin einige Gewissensbisse verspürt — für das Geld zwei Fahrkarten zu kaufen, um nach den Feiertagen in das benachbarte Neustettin zu fahren. Da sollte es nämlich ganz billige Angelhaken geben. Jetzt begann doch bald wieder die Jahreszeit, in der man zu preiswerten Fischen kommen konnte, ganz abgesehen von der Spannung, die einen überkam, wenn man am Richnauer See verbotenerweise angelte.

Doch was war das? Da begannen plötzlich die Glocken der evangelischen Kirche zu ertönen. Sie riefen zum Ostergottesdienst. Fast wie aus einem Munde sagten wir: „wir müssen das Geld Herrn Klei zurückbringen!“ Ich hatte schon erzählt, daß uns der Rückweg am Klei'schen Hause vorbeiführte. Bald waren wir an der Haustür, gleich darauf an der Wohnungstür. Wir hängten das wertvolle Osterei an die Türklinke, drückten auf die Glocke und riefen erleichtert: „Fröhliche Ostern!“ Die Tür öffnete sich. Wir sahen nur noch Lottes blonde Zöpfe, dann waren wir draußen.

Als nach den Feiertagen wieder die Schule begann, trat Lotte im Klassenzimmer auf uns zu. Es war gerade vor der Mathematikstunde. „Einen schönen Gruß soll ich Euch von meinem Vater bestellen“, sagte sie und wurde über und über rot (das gab es damals noch!). „Und Ihr möchtet am Sonntag zu uns zum Kaffee kommen, hat mein Vater gesagt.“ Ehe wir uns von dieser neuerlichen Überraschung erholen konnten, trat der „Dicke“ in Klassenzimmer. Die Sonne schien draußen, und der Himmel zeigte sich in seinem schönsten Blau. „Die Fenster auf, die Herzen auf“, das waren, wie vor den meisten Mathe-Stunden, die ersten Worte des Gewaltigen. „Ami“ Brüßau, das „Genie in Mathe“ riß alle vier Fensterflügel auf. Und das war immer noch besser, als wenn der „Dicke“ gebrüllt hätte (es kam alle drei Wochen vor): „Die Herzen auf, die Hefte auf!“ Denn dies war das Zeichen dafür, daß eine Klassenarbeit uns eine Stunde lang das Leben draußen vergessen ließ und uns an fürchterliche Worte, die fürchterlichsten im Leben eines Schülers erinnerte (der „Dicke“ wendete sie auch oft auf Leo und mich an): „Heuer wirst Du das Klassenziel nicht erreichen!“

Eine Frage: Träumen Sie, geneigter Leser, auch noch oft von Ihrer Schulzeit?
W.



Heimatkreis Schlochau und Flatow in Hamburg

Am 22. Februar 1969 trafen wir uns zu einem gemütlichen Abend in der Rathausgaststätte. Infolge des schlechten Wetters ließ der Besuch leider zu wünschen übrig. Nach der allgemeinen Begrüßung unterhielt uns eine Hamburger Pfadfindergruppe durch ihre temperamentvollen Tänze und weltweiten Lieder und vermittelte uns so den richtigen Schwung für den weiteren Verlauf des Abends. Die Gruppe wurde mit reichem Beifall belohnt.

Anschließend daran wies der 1. Vorsitzende besonders auf die Heimattreffen in Northeim und Gifhorn hin. Ferner machte man die Anwesenden mit dem Sozialwerk der Pommern E. V. Arbeitsgemeinschaft in Hamburg 22, Uhlenhorster Weg 20, Telefon 2 20 29 86 bekannt. Durch das Sozialwerk können unsere Landsleute im vorgerückten Alter für wenig Geld einen dreiwöchentlichen Erholungsurlaub beantragen und erhalten. Es wird gebeten, bei der oben aufgeführten Anschrift persönliche oder aber telefonische Auskunft direkt einzuholen.

Es wurde dann der Vorschlag gemacht, uns jeden zweiten Monat, und zwar am letzten Freitag im Monat, in der Rathausgaststätte zu treffen. **Erstmalig findet unser Treffen am Freitag, dem 25. April 1969, um 19 Uhr, im kleinen Saal statt.**

Eine besondere Ehrung wurde unserer Landsmännin Frau Affeld für ihre langjährige aktive Mitarbeit im Vorstand zuteil. Ihr wurde ein Buch „20 Jahre Pommersche Landsmannschaft“ überreicht.

Der weitere Abend verlief bei guter Stimmung mit Tanz, Tombola, Aalwürfeln und dem Ratespiel um einen Wacker.

R o s t

Vom Vogelzug

Überm Garten durch die Lüfte
 Seh' ich Wandervogel zieh'n,
 Das bedeutet Frühlingsdüfte,
 Unten fängt's schon an zu blüh'n.

(Eichendorff)

Seit es eine Wissenschaft gibt, haben sich die Gelehrten über das Wunder des Vogelzuges gestritten. Es war auffallend, daß eine große Anzahl Vögel, die ihre Jungen in den Kulturländern aufzogen, im Frühjahr dorthin kamen und mit ihren Jungen wieder verschwanden, wenn der Winter hereinbrach. Und der Anblick der unzähligen Scharen, die aus unbekanntem Ländern am Himmel vorbeizogen, war so fesselnd für das Auge. Auch war der Zugvögel Ankunft für die Bevölkerung mancher Länder eine frohe Botschaft, mit deren Kommen ihr Wohlstand wuchs, und mit deren Gehen die Minderung ihres Wohlstandes zusammenfiel, so daß es sich wohl lohnte, über sie nachzudenken.

Über dieses Problem sind im Laufe der Zeit mehr Ansichten geäußert worden, als es verschiedene Arten von Zugvögeln gibt. Heute sucht man die Frage nach der Ursache des Vogelzuges wie folgt zu erklären: Man meint, daß während der Tertiärzeit durch die beim Nahen der Eiszeit langsam eintretenden klimatischen Veränderungen die Vögel gezwungen wurden, den immer strenger werdenden Wintern zu entfliehen. So entstanden zuerst die Strichvögel, die sich während der kalten Zeit immer weiter von ihrem Brutplatz entfernten, um Futter zu suchen, und dann die Zugvögel, die mit der gesteigerten Flugfähigkeit die Gewohnheit vererbten, schon ehe der Winter vor der Tür stand, nach Ländern zu fliegen, wo es genügend Futter und Wärme gab, bis die wiederkehrende warme Jahreszeit und der erwachende Paarungstrieb sie veranlaßten, wieder die Gegend aufzusuchen, wo sie ihre Jungen am besten aufziehen können.

Ganz sicher haben seit uralter Zeit die Vogelheere durch Tausende von Jahren im großen und ganzen dieselben Zugwege eingehalten, aber erst in den letzten Jahrzehnten haben die Menschen ein Verfahren eronnen, um einen Teil dieser Zugwege in einer sehr breiten Straße, die sich über Meere und Erdteile erstreckt, auf der Karte festzulegen. Sie begannen nämlich Tausenden von jungen Vögeln und gefangenen alten Vögeln Ringe an den Beinen zu befestigen. Auf den Ringen war eine laufende Nummer und eine Adresse eingraviert. Fielen nun im Laufe der Jahre eine ganze Anzahl Vögel aus der gleichen Heimat auf ihren Wanderwegen den Menschen in die Hände oder verunglückten sie, so war es möglich, nach den Fundorten festzustellen, wie die Verbindungslinie dieser Fundorte auf der Karte die allgemeine Richtung wies, die die Mehrzahl der Vögel zu nehmen pflegen. Es zeigte sich, daß die größere Anzahl von beringten Vögeln in Europa ihre Herbstfahrt nicht geradenwegs nach Süden antritt, sondern sich in südwestlicher Richtung über unseren Erdteil bewegt. Dies läßt sich leicht erklären, da einzusehen ist, daß sie auf diesem Wege am schnellsten in wärmere Luftschichten kommen. Besonders Wat- und Schwimmvögel folgten so regelmäßig den Küsten der Ost- und Nordsee und des Atlantischen Ozeans, daß man sich verwundert fragte, wohin denn diejenigen ziehen wollten, die nicht auf Irland oder den spanischen Sümpfen überwintern können. Ob sie möglicherweise den Flug über den Atlantischen Ozean wagen, wie die beiden beringten, gewöhnlichen Möven von der Ostsee, von denen die eine auf Barbados und die andere in Mexiko ertappt wurden, ohne daß man einen vernünftigen Grund dafür finden könnte, warum sie dorthin fliegen?

Aber welchen Weg reisten unter all diesen Vögeln denn die stolzen Kraniche meiner Kindheit von der herbstlichen Heide? Es war kein Zweifel, daß sie die Ostsee und das mitteleuropäische Flachland auf ihrem Flug nach Süden kreuzten, aber welchen Kurs nahmen sie dann?

Das waren alles Fragen, deren Antwort kommenden Zeiten vorbehalten ist. Dagegen war es sicher, daß das große Winterland der Kraniche in Afrika im Gebiete des Weißen Nils liegt. Welcher Kranich von Rußland kam, und welcher derjenige war, den ich als kleines rotes Küchlein im Moorgebiet der Heide in der Hand gehalten hatte, war allerdings nicht zu unterscheiden. Aber schließlich war es ebenso wahrscheinlich, daß unsere Kraniche nach dem Sudan reisen, wie unsere Störche im südöstlichen Afrika überwintern.

Das erste, was die Zugvögel von Ägypten sehen, wenn sie auf ihrem Fluge vom Norden her Land erspähen, sind die bleigraue Erde und die grünen Felder, die sich gegen Süden in einem ständig schmaler werdenden Winkel zwischen die goldroten Wüstenberge einschieben. Kaum einmal im Jahre zeigt sich eine

Regenwolke am Himmel, aber unten auf der Erde liegt ein blinkendes Netz von Wasserrinnen. Unzählbar sind die schmalen, geraden, von den Menschen gegrabenen Kanäle; spärlich schlängeln sich die breiten Arme des Nils durch das Delta. Wenn sie sich der Küste nähern, weiten sie sich zu großen, seichten Lagunen, die vom Meere durch buchtige Landzungen getrennt sind.

Wälder, darin ein Vogel sich ausruhen und Schutz vor der brennenden Sonne finden könnte, gibt es dort nicht; nur lichte Haine von Dattelpalmen mit kahlen Stämmen und ewiggrünen Obstgärten, wo Mandarinen und Orangen den ganzen Winter hindurch wie goldene Äpfel leuchten. Ein Gebüsch, in das ein kleiner Sänger flüchten könnte, ist kaum da. Aber auf den Feldern wächst das Zuckerrohr während des Winters zu dichten Dschungeln heran, und an den sumpfigen Ufern der Lagunen steht das Schilfrohr höher und dichter als irgendwo in ihrer nördlichen Heimat. Die Vögel, die am Tage ankommen, suchen aus ihrer luftigen Höhe mit scharfen Augen den Platz, der ihnen gerade gesagt. Wo alte mit im Zuge sind, kennen sie ihren Weg; die Jungvögel, die sich auf eigene Gefahr auf den Weg begeben mußten, spähen nach der von der Heimat her gewohnten Örtlichkeit aus, sowie nach Artgenossen, denen sie sich zugesellen können. Seevögel lassen sich in Scharen zwischen Pelikanen und rosafarbenen Flamingos nieder. Kampfhähne und Wasserläufer werden von dem fetten Morast bei den Kanälen angelockt, Bachstelzen und andere kleine Vögel sammeln sich, wo das bestellte Land an die Wüste grenzt. Scharen von Kiebitzen fallen in die fruchtbaren Acker ein, auf denen sich weiße Kuhreier unbesorgt zwischen den schweren, weidenden Büffeln bewegen. Die Störche, die eine Tagereise vom Jordan und von Jericho her hinter sich haben, ruhen auf den Schlammhängen im Nil aus, wo auch die Kraniche zuweilen rasten.

Aber alle Vögel, die während der Nacht kommen, nehmen den Kurs einem inneren Gefühl folgend und horchen, ob sie da unten die Stimmen anderer Vögel vernehmen, die eine Nacht vor ihnen ankamen und nun um Platz streiten oder nach der langen Reise Futter suchen. Sumpfhühner und Teichhühner finden die ihrigen im Rohrdickicht wieder. Bekassinen fallen wie Steine aus der Höhe auf die sumpfigen Stellen nieder. Die kleinen Wachteln, die im Dunkeln über die Wüste Sinai flogen, beeilen sich, ihre müden Flügel in den grünen Feldern zu bergen, bevor der Tag graut. Die Wildenten, die das Wasser wahrnehmen, sausen überall hernieder, wo die Wasserspiegel auf der dunklen Erde blinken.

Die meisten bleiben nur eine Nacht, vielleicht noch den folgenden Tag, möglicherweise eine Woche, um auszuruhen. Für sie ist dies Land nicht warm genug. Für viele ist es nur der Anfang der Reise. In ihrer Brust brennt die Sehnsucht nach den tropischen Ländern, jenseits der Nubischen Wüste und der kahlen düsteren Berge — nach dem Weißen Nil, der jetzt, da die Regenzeit dort unten vorbei ist, einem rinnenden Meer gleicht —, nach den schlammigen Ufern, wo die Krokodile friedlich zwischen den Vögeln schlafen, die sie bewachen, wo die Flußperde sich ihren Weg durch das Papyrusdickicht bahnen, und wo die schwarzen Menschen soviel Durrah auf den Feldern zurücklassen, daß die Kraniche sich den ganzen Winter hindurch davon ernähren können, ohne daß das Futter zu Ende geht.

Schar auf Schar bricht auf; in der Dämmerung diejenigen, die die Nacht hindurchfliegen, im Morgengrauen die anderen, und fliegen so weit sie kommen, bis es wieder dämmt oder die Sonne aufgeht. Viele von den Kleinsten fliegen eine kurze Strecke, finden etwas Futter, ruhen eine Weile aus und setzen danach die Wanderung fort. Scharen von Wasservögeln folgen dem Nil, der das Land gegen Süden in zwei ständig schmaler werdende Streifen von urbarem Boden zwischen steinigem Wüsten teilt. Aber Störche und auch Kraniche schwingen sich in die kühle Höhe hinauf zu der breiten Straße, wo der rastlose Zug sich nach den Tropen bewegt. Dort unten zieht sich der Nil wie ein schmales, blankes Band hin, und im Osten hinter dem Wüstengebirge liegt das Rote Meer wie ein breiteres Band. Und sie steigen auf und entschwinden den Blicken der Menschen und nehmen einen Weg, der nur ihnen bekannt ist.

Aber am gleichen Tage, in der Nacht darauf, in den folgenden Wochen und dem nächsten Monat kommen wieder Scharen aus der Luft herab zu der Oase zwischen der Wüste und dem Meere, die das Land Gosen heißt. Sie ruhen, ziehen weiter und werden durch neue abgelöst. Denn Ägypten ist vor allem eine Oase auf der breiten Karawanenstraße der Zugvögel vom Mittelmeer und von Kleinasien, nach dem ersehnten Afrika, wo den ganzen Herbst hindurch ständig neue Züge heranrauschen, und wo die

Wandernden eine kurze Rast zum Stillen ihres Hungers halten, bevor der Zug weiter geht, um dem nächsten und übernächsten Platz zu machen, bis endlich die Millionen durchgereist sind und der Zug abbricht, während der Nil sachte fällt.

Das Wasser in den Tausenden von Kanälen versiegt. Der fette Schlamm, in dem die Wasserläufer gestern Nahrung suchten, ist heute ausgetrocknet. Sie müssen umherstreifen und neue Futterplätze suchen.

Richard Hartwig Lampe-Ramseck



allen unseren Landsleuten und Lesern.

Einem Landsmann aus Deutsch Fier zu seinem 80. Geburtstag

Am 8. April begeht der ehemalige Deutsch-Fierer Bauer Otto Schoen seinen 80. Geburtstag.

Otto Schoen, der den größten Hof in Deutsch Fier hatte — es waren mehr als 100 ha — war im Gemeinderat, im Vorstand bzw. Aufsichtsrat der Brennereigenossenschaft, des Spar- und Darlehenskassenvereins, der Elektrizitätsgenossenschaft, später auch im Schulbeirat, und wurde 1933 Ortsbauernführer. Durch seine Herdbuchviehzucht war er weit über die Grenzen von Deutsch Fier hinaus bekannt. Als Ortsbauernführer hat er stets die Interessen der Bauern wahrgenommen und sich besonders dann für sie eingesetzt, wenn dieser oder jener während des Krieges einmal mit den von der Partei erlassenen Verordnungen zur Sicherstellung der Volksernährung in Konflikt geraten war. Großzügig war er bei der Feststellung des Gewichtes der während des Krieges in den Haushaltungen geschlachteten Schweine. Ihm war sehr wohl bekannt, daß die Bauern schwarz schlachteten oder gar ein Schwein mit „vier Ohren und zwei Schwänzen“. Bei ihm selbst hielt das viel schwerer, weil er zuviel fremde Arbeitskräfte auf dem Hofe hatte. Bei seinen Arbeiten als Ortsbauernführer, soweit es die schriftlichen Arbeiten betraf, habe ich ihm gern geholfen.

Am 27. Januar 1945 ging Otto Schoen mit dem Deutsch Fierer Treck auf die Flucht, nebenbei gesagt, an dem Tage, an dem sein Vater Friedrich Schoen, der zu der Zeit bei seiner Tochter Hertha in Wangerin weilte und in den Wirren des russischen Einmarsches in Pommern umgekommen ist, Geburtstag hatte. Mit seiner Frau und den drei Kindern kehrte Otto Schoen nach Deutsch Fier zurück, wo er am 25. Mai eintraf. Sein Hof war von Russen und Polen besetzt. Einer seiner Fremdarbeiter, ein recht frecher Pole, hatte im Juni 1944 zu ihm gesagt: Du bald Knecht auf Deinem Hof, ich dann Herr! Wer hätte damals geglaubt, daß das nach einem guten halben Jahr eintreffen würde: der einstige Besitzer war auf seinem Hofe nur geduldet, mußte für andere arbeiten und seine Frau für die Besatzung kochen.

Mitte Juni wird er nach Flatow gebracht, er soll dort unterschreiben, Kriminalbeamter gewesen zu sein. Am 9. 7. konnte er wieder zu Frau und Kindern zurück. Er hat das Elend der im Dorfe Zurückgebliebenen zu einem Teil miterlebt und es am eigenen Leibe verspürt, was es heißt, der Willkür von fremden Soldaten ausgesetzt zu sein.

Im Januar 1946 wurde Otto Schoen mit seiner Familie mit den letzten Deutschen seines Heimatdorfes durch einen russischen Leutnant bis Pasewalk gebracht, kam über das Lager Friedland zu seinem Schwager nach Fredelsloh, arbeitete dort im Sägewerk und übernahm dann eine Siedlung. Diese gab er jedoch bald wieder auf und wählte Sudheim, Kreis Northeim, zu seinem endgültigen Wohnsitz. Nach 1946 wurden dem Ehepaar noch die Kinder Manfred, Gerhard und Elisabeth geboren.

Zum 80. Geburtstag gratulieren ehemalige Deutsch Fierer Otto Schoen recht herzlich und wünschen ihm und seiner Frau Elisabeth — sie ist die Tochter des verstorbenen Gutsbesitzers Johannes Schmidt aus Abbau Espenhagen — ebenso seinen Kindern alles Gute.

Ob auf dem Heimattreffen in Gifhorn ein Wiedersehen möglich sein wird? Wir hoffen es! Dazu wird die Liste über die einstigen Deutsch Fierer mit den Angaben über ihren Verbleib liegen.

Paul Dr.

Ruthenberg alias Butzkendorf

Kennst Du Ruthenberg im Kreis Schlochau? An der Straße von Hammerstein nach Schlochau über die Dörfer Bärenwalde und Barkenfelde liegt (oder soll ich sagen „lag“) die kleine Land-Gut-Gemeinde mit zuletzt etwa 550 Einwohnern. Sie besaß rd. 1734 ha Ackerfläche und gehörte zum Amtsbezirk Loosen. Die Schulkinder waren zuerst nach Loosen eingeschult, seit 1905 hatte der Ort eine eigene Schule. Lehrer waren zuerst Strey, dann bis zuletzt Ross.

Kirchlich gehörte der Ort zur evangelischen Pfarrei Elsenau, hatte aber eine eigene Filialkirche. Es ist der im Bild gezeigte Fachwerkbau. Er ist 1680 errichtet worden, nachdem das alte Gotteshaus — bis 1627 katholisch — einige Jahre zuvor abgebrannt war.

Soweit kurz das Signalement eines verlorenen „Freundes“, den wir heute in weiter Ferne suchen. Aber zu seiner Erkennung noch folgendes: Urkundlich wird dieses Ruthenberg, das ursprünglich „Butzkendorf“ hieß, 1374 erwähnt, als der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Winrich v. Kniprode, dem Lorenz v. Butzken 42 kulmische Hufen für ein zu errichtendes Landgut verleiht, „binnen den grenzen, so sie ihm von unsren bruderern gewiset sind.“ Später kamen noch 4 Hufen dazu. — Als Gegenleistung sollte der belehnte Landesritter „nebest synen nachkomelingen“ einen Platendienst (d. h. einen Reiterdienst mit Pferd und Harnisch) tun. Ferner an Naturalien an den Landesherrn (wir würden heute sagen Steuern), „da der ackir doselbst gering und kranc ist“, für jede Hufe jährlich 1 Scheffel Hafer und von den Erträgen aus der Beutnerei (= Waldbienenzucht) „zcu bekenntnis der hirschaft eyn krompunft wachs, alles zcu martini, item eynen Coelnischen pfennig“ geben.

Bei einem Brand war diese Handfeste (= Pergamenturkunde), die alle Abmachungen und auch den Grenzverlauf enthielt, vernichtet worden. Der Komtur Konrad v. Jungingen ließ sie den Erben, den beiden Brüdern Hermann und Nitze (= Nikolaus) v. Butzkendorf, auf deren Bitte um 1399 erneuern.

Nach 1500, als das Schlochauer Land unter polnischem Mandat stand, ist urkundlich nicht viel über das Gut bekannt. Die Besitzer wechselten oft. Um 1715 erscheint ein v. Schmiedel als Grundherr. — 1740 ist es ein Obrist-Leutnant v. Born und 1770 ein Freiherr v. Mehling. 1781, also schon, nachdem das Land wieder preußisch geworden war, erwirbt Landrat Joachim v. Brunn das Gut. Unter ihm wurde 1836 die Befreiung der bis dahin erbuntertänigen Bauern durchgeführt. Aber bis zu ihrer restlosen Freistellung von allen Scharwerksdiensten hat es noch bis 1851 gedauert. Einer dieser Freibauern war die Familie Paetz, die noch bis zuletzt, d. h. bis 1945, in Ruthenberg wohnte.

1888 verkaufte Frau v. Zitzewitz (Bärenwalde), die jetzt Besitzerin von Ruthenberg war, das Gut an einen gewissen Kraft, dieser hinwieder 1892 an Miethke. Der parzellierte einen Teil des Gutes, so daß dort 29 Bauern wohnten, die fortan eine eigene Dorfgemeinde bildeten. — Das Restgut mit 1100 Morgen erwarb 1898 ein Spohn, 1917 Generalkonsul v. Koch, der Grundherr von Bärenwalde. — Der letzte Besitzer des Restgutes war seit 1927 Kutz.

Die Geschichte von Ruthenberg war in den verschiedenen Zeitläuften immer schicksalhaft verbunden mit der der Nachbarortschaften Bärenwalde und Bärenhütte. Es ist in diesem kurzen Rahmen nicht möglich, die interessanten gemeinsamen genealogischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zu schildern.

Gerschke

Geburtstagsvorbereitungen für unser **FLATOW**

Im Jahre 1970 wird Flatow seinen 600. Geburtstag als Stadt feiern können. Es ist deshalb an der Zeit, daß alle Bürger dieser Stadt, vornehmlich aber die Betreuer unserer Kreisgruppen, die Damen und Herren des Heimatkreisausschusses, die Pommersche Landsmannschaft und die Patenstadt Gifhorn sich Gedanken darüber machen, wie diesem Ereignis Rechnung zu tragen sei. Ein ganzes Jahr ist noch Zeit; das ist nicht viel. Der Sinn meiner Zeilen soll es sein, auf die Vergangenheit der Stadt Flatow hinzuweisen, aus der diese Geburtstagsfeier gestaltet werden müßte.

Von der Gründung des Ortes bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein gibt es nur wenig Urkunden oder andere Zeugen, die den Weg des Gemeinwesens durch die Jahrhunderte begleiten. Leider wurde das Vorhandene früher kaum ernstlich durchgesehen oder gar bearbeitet, wenn man von den Herren Rektor Otto Goerke und Bürgermeister Carl Friedrich Brandt absieht. Dieser Mangel an urkundlichen Zeugen und das schwere Schicksal dieser Stadt im Grenzland und an der Scheide zweier Völker haben nicht zuletzt die allgemeine Ansicht erhalten, daß Flatow, polnisch Zlotowo, ein wendischer oder polnischer Burgfleck gewesen sei, der dann, unter der Herrschaft polnischer Magnaten stehend, bis 1772 eine polnische Stadt gewesen sei. Ich habe schon mehrfach darauf hinweisen können, daß diese Version nicht nur recht oberflächlich, sondern auch der historischen Wahrheit nicht entsprechend sei. Aber was steht nun nach den vorhandenen Überlieferungen über den Anfang unserer Heimatstadt überhaupt fest?

Die Gunst der Lage hat es wendischen Stämmen, die nördlich der Netze wohnten, eingegeben, auf einem eiszeitlichen Erdwall am Flübchen Glumia und zwischen zwei Seen eine Fliehbürg anzulegen, in deren Nachbarschaft sich bald eine Fischersiedlung entwickelte. Die erste urkundliche Erwähnung findet unsere Gegend, als im Jahre 1332 einige Mönche des Ordens der „Wächter des Heiligen Grabes“ die Dörfer Petznick und Sechau gründeten. Das Doppelkreuz dieses hauptsächlich aus Deutschen bestehenden Ordens zielt noch heute die Hauptgiebel der katholischen Pfarrkirche.

1339 besetzt der Deutsche Ritterorden das Land nördlich der Netze. Die Ordensritter kamen also auch zu jener Siedlung am alten Burgwall. Sicherlich haben sie auf Ort und Menschen Einfluß genommen, aber schon 10 Jahre später gab der Ritterorden das Land um Flatow wieder zugunsten der polnischen Krone auf. Leider ist das, was in der kurzen Zeit der Ordensherrschaft im Orte geschah, nicht durch Urkunden oder Berichte belegt. Erst im Jahre 1370 wird der Ort erstmals als Stadt und mit Namen urkundlich genannt, das bedeutet aber, daß Flatow schon vorher Stadt gewesen sein muß oder kann. Der Name lautet damals Velatowum, bald danach auch Vulutowum, später dann Welatowo und auch Zlothkowo. Obwohl es damals in Urkunden durchaus üblich war, die Namen deutscher Städte in lateinischer Form zu gebrauchen, läßt die lateinische Form des Ortsnamens nicht den unbedingten Schluß zu, daß Flatow eine deutsche Stadt gewesen sei, die in der Patronatszeit des Deutschen Ritterordens gegründet worden sei. Der typisch deutsche Grundriß der Altstadt um die evangelische Kirche läßt zwar annehmen, daß es deutsche Siedler waren, die im Mittelalter der Siedlung das bauliche Gepräge gaben und auch den Kern der Bevölkerung stellten, aber für eine Stadtgründung in der Ordenszeit liegt kein historisch unanfechtbarer Beweis vor. Solange keine Gründungsakten gefunden werden, auch die eifrig suchenden polnischen Wissenschaftler haben sie in polnischen Archiven nicht aufspüren können, liegt über das exakte Jahr der Stadtgründung eben ein gewisses Dunkel, und wir müssen den Eintritt der Stadt Flatow in das urkundlich aufleuchtende Licht der Geschichte eben als die Geburtsstunde annehmen.

Natürlich hat die unaufgeklärte Geburtsstunde die Geschichts- und Sprachforscher auf den Plan gerufen, um wenigstens die Namen der Stadt dazu heranzuziehen, die Gründungszeit zu erhellen. Drei Versionen aus diesem Bemühen seien erwähnt: Eine deutsche Namensgebung und Stadtgründung nimmt C. F. Brandt an, indem er argumentiert, daß der Ort als Stadt immer Flatow heißen hätte und in der Urkunde nur latinisiert worden sei. Flat bedeutet altddeutsch soviel wie schön, sauber, neu. Flatow würde also als schöne Aue zu deuten sein, was nach den örtlichen Gegebenheiten durchaus stimmen würde. Die Polen nehmen das Wort Zlotowo als ursprünglichen Gründungsnamen und übersetzen es mit Goldaue. Sie weisen darauf hin, daß dort römische Goldmünzen gefunden worden sein könnten, da eine alte römische Handelsstraße zur Ostsee an dem Burgwall vorbeigeführt habe. Otto Goerke hält es für möglich, daß Weletowo seinen Namen nach dem wendischen Stamm der Weleten oder auch Wilzen erhalten habe, die den Ort gegründet hätten.

Leider gibt das Stadtwappen, das einen springenden Hirsch zeigt, keine Hinweise auf den Ortsnamen und seine Bedeutung. Es tauchte allerdings auch erst im 17. Jahrhundert auf.

Nach diesen Bemühungen, Licht in das Dunkel der Gründungsjahre zu bringen, sei noch erwähnt, daß Flatow um 1370 schon der Mittelpunkt einer Grundherrschaft war und auch einem Starosten als Wohnsitz diente. Besitzer der Grundherrschaft und der Stadt waren nacheinander die polnischen Magnatenfamilien Danaborski, Koscielecki, Labyski, Potulicki, Grudzinski und dann bis 1788 die Familie Dzialynski. Gerade diese Grundherren haben immer wieder und gern deutsche Einwanderer in den Ort gerufen, so daß sich seit der Gründungszeit oftmals sogar deutsche Bevölkerungsmehrheiten urkundlich nachweisen lassen. Immer wieder tauchen deutsche Handwerksmeister als Bürgermeister auf, wie überhaupt die geistigen und handwerklich aktiven, schöpferischen Kräfte die Deutschen waren, die ja wegen dieser positiven Einstellung zum Leben in der Gemeinde von den Grundherren gerufen wurden.

Das älteste Stadtprivileg überhaupt datiert erst vom 20. Januar 1665 und ist vom Grundherrn Andreas Grudzinski ausgestellt worden. Daraus geht hervor, daß die Stadt schon lange davor nach deutschem Recht verwaltet wurde. Das Magdeburgische Recht war damals Grundlage für das Leben der meisten Städte des deutschen Ostens. Leider hatte Flatow als Ortschaft an der Nahtstelle zwischen Wenden und Polanen, Pommern und Polanen, Deutschen und Polen oft durch Kriegseinwirkungen zu leiden. Es fehlen daher in der Stadt alte Bauwerke und Zeugnisse aus der früheren Vergangenheit. Das älteste Gebäude der Stadt ist die 1664 erbaute katholische Marienkirche.

Mit diesen kargen Grundrissen über Flatow werden wir nun im Jahre 1970 den 600. Geburtstag der Stadt begehen. Ich bin sicher, daß dieser Tag von allen Landsleuten als ein freudiges Bekenntnis zur alten Heimat aufgefaßt und begangen wird. Wir werden unsere Liebe, unsere Treue und unsere Opferbereitschaft für den deutschen Osten erneut unter Beweis stellen können.

Wolfgang Bahr

Kartage in der Heimat

von Bruno Liebsch

Über Nacht — von Gründonnerstag zum Karfreitag — vererbten Frühlingsstürme. — Warmer Sonnenschein lockte alt und jung aus den Häusern. Auch die Buchfinken waren zur Stelle. Einmal keine Wolken! — Bei solchem Wetter war der langgeplante Ausflug fällig in waldreiche Gegenden, hier Tannen — dort Eichen. Das Rauschen der alten Bäume ließ die Seele erschauern. Auf eisfreien Straßen konnte man seine Ziele per Rad gut erreichen.

Um 15 Uhr (Sterbestunde Christi) trübte es sich plötzlich ein. Die Eisdecke auf Teichen und Seen barst mit langgezogenem Stöhnen und Ächzen. Allenthalben eilten Leute zu den Gottesdiensten, die gut besucht waren. Nun wurde es Zeit, die Rücktour anzutreten, um die Liturgie in der eigenen Pfarrkirche miterleben. Nach dem Karfreitags-Nachmittags-Gottesdienst traf man in katholischen Kirchen Vorbereitungen für die hl. Weihen, die am frühen Karsamstag stattfanden. Da mußte Reisig für die Feuerweihe und Wasser für die Weihe des Taufwassers bereitgestellt werden. In der evangelischen Kirche fanden zur gleichen Zeit auch die Trauergottesdienste zum Gedenken des Leidens Christi statt, teils verbunden mit Passionsmusik von J. S. Bach. Um die großen Werke getreu wiederzugeben, waren viele Chorproben erforderlich. Durch die Passionen wurde der Karfreitag so recht ein Tag der seelischen Bereicherung.

Wer es ernst nahm, bereitete sich privat, gestützt auf Albert Schweitzers einführendes Buch über Leben und Werkgestaltung J. S. Bachs, auf diesen hehren Kunstgenuß vor. Man erlebte die hohe Kompositionstechnik in Präludien, Fugen und in besagten Passionen. Vor allem in den Fugen: geheimnisvolle Fragen und Antworten in den einzelnen Stimmen. Drei bis vier Stunden vereinigte sich dann eine Hörergemeinde in der Betrachtung der Leiden des Herrn!

In den Kartagen war es auch Sitte, die Friedhöfe zu besuchen, um die Gräber der lieben Entschlafenen zu schmücken. Die Trauerstimmung der Kartage wehte in der Seele nach. Nachmittags schien hell hernieder. Bald war es so weit, daß die Glocken die siegreiche Auferstehung des Herrn verkündeten.

Und am Ostersonntag strahlte die Sonne noch heller als sonst! Die Natur jubelte auf zu Ehren des erstandenen Heilands! Und mit ihr unsere Herzen.

Landeck einmal anders

von Werner Doering

Viele Berichte sind in unserem „Kreisblatt“ schon geschrieben worden, doch leider ist eine Besonderheit höchstens mal am Rande erwähnt worden: Unser heimatlicher Wald! Und dabei lebten so viele Landsleute in ihm, mit ihm oder von ihm. Allein schon die Zahl der staatlichen Forstämter war für unseren Kreis, ich möchte fast sagen, enorm. Meines Wissens oder besser meiner Erinnerung nach waren es die Forstämter Hammerstein, Lindenberg, Zanderbrück und Bäreneiche und zuletzt mein Heimatforstamt Landeck, dessen Hauptteil ja im Kreis Schlochau lag, nämlich die Revierförstereien Neusorge, Barkriege, Peterswalde. Der größere Teil von Hammerberg gehörte auch noch zum Kreise Schlochau. Der kleinere Teil, die vier Reviere Landeck und Bischoffsheide, Kölpin und Gresonse lagen im Kreis Flatow und das Revier Wallachsee im Kreise Neustettin. Mittendrin lag unsere „Großstadt“ Landeck mit dem 3 km ab liegenden Forstamt.

So ergab es sich, daß unser Leben immer irgendwie mit dem Walde zu tun hatte. Was war doch in den vier Jahrzehnten, in denen ich das Leben in unserer Heimatstadt erleben durfte, wenn auch die letzten Jahre als „Auswanderer“ (Schlesien) über meine Eltern, ein „Betrieb“ an den Holztermintagen bei Schwalbes, Schlegel oder Menning. Da kamen doch die Bauern aus Peterswalde, Prützenwalde, Heinrichswalde, Kappe, Kölpin, Krummensee, Breitenfelde, Krummenfließ, Radawnitz, Wallachsee, Fledernborn, Lüzow u. a. m. nach Landeck. Sie kauften nicht nur ihr Holz, sondern, wenn sie nun alle einmal versammelt waren, „klöhnten“ sie auch noch, natürlich ganz „trocken“ d. h. die Flaschen blieben trocken zurück. Dabei wurde auch eingekauft und das nicht unbeträchtlich. Ich möchte nicht wissen, wie viele Markstückchen da bei den Kaufleuten zurückblieben. Es gibt wohl kaum einen Geschäftsmann oder Handwerker, der nicht dabei seinen „Reibach“ gemacht hat. Und an solchen Tagen war auch „Großkampftag“ in meinem Elternhaus: „Ach, gucken wir doch schnell mal bei Doktors rein! Da gib't eine gute Tasse Kaffee!“ (Ausspruch von meinem Freund Felix Jarrosch, Bischoffsheide). Regelmäßiger Gast war z. B. „Onkel Walter Meck“ oder Papa Meck, wie ihn die Förster nannten, unser langjähriger Forstmeister. Dadurch lernte ich sie alle kennen, die Grünen, zu denen ich in meiner Lehrzeit anno 1924 zählte. Doch davon später mehr.

Nach den Holzterminen bekamen die Landecker Ackerbürger zu tun, nämlich mit dem Langholzfahren. Mit 15, 20 Wagen mußte das Langholz in die Sägewerke von Adolf Schönfeld in Landeck oder nach Hammerstein oder zum Bahnhof nach Ratzbuhr gefahren werden, dazu Tausende Festmeter Grubenholz für den Ruhrpott.

Im Frühjahr und Herbst kam die „Kampagne“ der Frauen. Alles, was Beine hatte und noch kriechen konnte, ging auf die „Kultur“. Wie viele Millionen Bäume mögen wohl von den Landeckern und „Adligen“ Frauen in die Erde gesetzt worden sein!

Im Juli war wieder alles auf den Beinen, denn die Blaubeeren wurden reif. Wie viele Waggons voller Blaubeeren sind wohl nach Berlin gegangen! Und in der Pilzzeit war es nicht sehr viel anders. Auch dann fanden die Landecker Rehfüßchen und Steinpilze den Weg nach Berlin. In dieser Zeit machte sich mancher der „Grünen“ unbeliebt, denn er wollte für die Beerenzettel den „Fuffziger“ kassieren. Vater Staat hatte damals auch schon ein einnehmendes Wesen. Laut Dienstanweisung war das Beeren sammeln und Pilzsammeln kostenpflichtige „Nebennutzung“. Auch da galt das Wort: Den letzten beißen die Hunde! Und das waren in diesem Falle die Förster!

Wenn aber diese „Krisenzeit“ vorbei war und der Ruf „Achtung, der Förster kommt“ nicht mehr durch den Wald hallte, herrschte zwischen den Landeckern und „ihren“ Förstern ein sehr gutes Einvernehmen. Beim Kriegerfest oder den anderen Festlichkeiten mußten die Förster einfach dabei sein, oder die Landecker waren schwer beleidigt.

Wenn die Erinnerung zurückschweift, fallen einem wieder alle Namen ein.

Meine erste Erinnerung began mit einer besonderen Begebenheit. Ich machte als Sechsjähriger die erste Feier zu „Kaisers Geburtstag“ mit. Zu Hause meine Mutter: „So Werner, wie war's denn?“ Mein Vater und unsere Bertha (Roß) waren dabei. „Schön!“ „Was wurde denn gemacht?“ „Ooch, da haben sie Gedichte aufgesagt und gesungen!“ „So, was wurde denn gesungen?“ „Ein Lied von Förster Kröning!“ „Waas?“ „Ein Lied von Förster Kröning!“ Großes Rätselraten, bis auf einmal bei Bertha der Groschen fiel. „Ich weiß es! Vater, kröne Du mit Segen unsern König und sein Haus!“ Hierauf allgemeines Gelächter nur bei mir kamen die Tränen. Ich hatte doch verstanden „Vater Kröning“. Der war für mich ein Begriff, denn er, der Revierförster von Hammerberg war doch der erste Förster in meinem Leben, den ich mit Bewußtsein kennengelernt hatte. Und von

dem Augenblick an, in dem mein Vater ihm von „seiner“ Geburtstagsfeier erzählt hatte, hatte ich bei ihm bis zu seinem Tode einen „Stein im Brett“. Auch der erste Forstmeister, dem ich in meinem Leben begegnete, machte einen besonderen Eindruck auf mich: Graf Hagen! Wie stolz war ich, als wir eines Sonntags von ihm zu meiner ersten Autofahrt abgeholt wurden, und das im Jahre 1910! Und anschließend wurde dann noch im Forstamt Kaffee getrunken, serviert von seinem Diener! Zu Hause war es doch nur (!) unsere Bertha. Der älteste der grünen Farbe, den ich kennenlernte, war Kusnack in der Försterei Wallachsee. Einige Jahre jünger waren Hardt in Neusorge und Hörig in Barkriege, die beide als Pensionäre in Landeck blieben. Dann kamen altersmäßig Loth in Peterswalde und „Vater Kröning“ in Hammerberg. In Bischoffsheide war Richter tätig, der im Kriege als Stellvertreter dem Forstmeister Graf Hagen als Leiter des Forstamtes vertrat und 1924 als Oberförster nach Rosengarten ging. Ebenso hatte etwa vorher der Sekretär, Herr Lissack, seine Stelle gewechselt und wurde Rentmeister. Sein Nachfolger war „Förster-Karl“, Revierförster Förster, der später Hammerberg übernahm. In Bischoffsheide war in diesen Jahren von 1924 an Felix Jarrosch, mit dem mich eine besondere Freundschaft verband. In Neusorge kam als Nachfolger von Hardt der „schlanke“ Moldenhauer, er wohnte aber nicht mehr in Neusorge, sondern in Landecker Mühle. Im Revier Landeck mit Amtssitz in Adlig-Landeck residierte bis fast zum 2. Weltkrieg „Papa“ Schünemann, danach war es der „kleine“ (fast 2 m) Jahrmärker. Nachfolger von Kusnack war in Wallachsee Grunow, der Revierförster, dem die Pfeife nur zum Essen und Trinken ausging. Es ging die Sage, daß er sie sogar beim Schlafen nicht aus dem Mund nahm. Selbst beim Schießen legte er seinen „Sauzahn“ nicht weg, wie ich selber bei Treibjagden beobachten konnte. Man konnte ihm keine größere Freude bereiten, als wenn man ihn auf irgendeine Weise veranlassen konnte, über die richtige Bohrung bei den Pfeifen zu erzählen, ein fast unerschöpfliches Thema für ihn. Und in Barkriege „j. w. d.“, ganz weit draußen, beinahe in Hammerstein, residierte nach Hörig Paulchen Hintzke. Dann darf einer nicht vergessen werden, der mit Felix Jarrosch bei den Jagden immer für irgendwelche Streiche sorgte, das war Maxe Dahlke, der Bauchredner. Erst war er in Remmen als sogenannter Revierförster ohne Revier, dann in Hammerberg, zwischen Kröning und Karl Förster.

Und über allen schwebte seit 1922 Walter Meck, d. h. Forstmeister Mecklenburg aus Mecklenburg. Alle seine Beamten liebten ihn, denn er war die Ruhe selbst. Selten kam mal ein Donnerwetter vom hohen Olymp, das aber nie nachgetragen wurde und schnell von beiden Seiten vergessen war. Dafür setzte sich Onkel Walter aber derart für seine Beamten ein, daß er bei der Regierung in Schneidemühl als „u. U.“ (unbequemer Untergebener) verschrien war. Darin, ebenso wie in Ausdauer bei Verfolgung eines Wunsches, war er allen Regierungsbeamten sehr unbequem. Sie kamen daher auch nur nach Landeck, wenn es nicht anders ging. Auf diese Weise setzte er manches durch, was anderen nicht gelang. Eine weitere gute Eigenschaft war sein Bedürfnis, immer junge Menschen um sich zu haben, obwohl er Junggeselle war. So haben in Landeck unter seiner Leitung viele junge Menschen ihre forstliche Ausbildung genossen; und davon profitierten auch die Landecker, denn bei den Festen haben die „Spießler“ (Lehrlinge) so manche Maid „zwischen zehn und zig“ anständig ausgeschwenkt. Zum Schluß möchte ich noch eines Mannes gedenken, der der Farbe nach zu den Landeckern gehörte, wenn er auch nicht zum Staatlichen Forstamt zugezählt werden konnte, des gräflich Arnimschen Gutsförsters Matzke auf Pommersch-Eckstein. Er war ein Förster, wie ihn sich die große Menge unseres Volkes immer noch vorstellt: ein Mann, der seinem Wald, dem Lüzower Gutsforst, lebte und seinem Wilde. Groß, kräftig, doch schlank, leicht gebeugt mit einem kleinen Ansatz von Spitzbart Da er nicht nur „Kiefernförster“ war, sondern für alle forstlichen Fragen durchaus aufgeschlossen, dazu ein Heger, wie es wohl ganz wenige gab, war er bei allen Kollegen gleichmäßig beliebt. Es konnte einfach keine Treib- oder Drückjagd im Staatlichen abgehalten werden, wenn Matzke nicht dabei war. Ein kleines, aber bezeichnendes Beispiel dafür, wie ihn Forstmeister Mecklenburg einschätzte: Als ich Sekundaner war, fragte mich der Forstmeister nach meinem Berufswunsch. Auf meine Antwort gab er mir den Rat, mich schon in den Ferien an Matzke zu halten. Und das habe ich auch getan. Oft habe ich dann Holznummernlisten geschrieben und das Kubizieren gelernt, die einzelnen Aufbereitungen des Holzes usw. Dafür nahm er mich dann mit zum Ansitz in sein Revier. Dort habe ich das einzige Mal ein Trappenpaar beobachten können, das irgendwoher zugeflogen war. Es gab sie nur noch eigentlich im Kreise Königsberg in der Neumark. Leider wurden sie nicht Standwild. Ein anderes Mal konnten wir auf einem Kartoffelschlag am Waldrand fast bei

Tageslicht von einer Kanzel aus ein Rudel Rotwild rechts von der Kanzel und eine Rotte Sauen etwa 200 m links der Kanzel beobachten, was sehr, sehr selten zu beobachten war.

Matzke verstand es auch, für sein Wild in seinem Revier die nötige Ruhe zu schaffen und so das Rotwild zum Standwild zu machen. Ein bezeichnendes Beispiel: er verbreitete mit totem Gesicht die Mär vom wilden Eber in seinem Revier, der Leute anfiel. Und das zog am besten. Nach seinem Tode konnte dann der Generalbevollmächtigte der Gräfin, Herr v. Rohr, unter Matzkes Nachfolger Czech den stärksten Hirsch erlegen, der

zwischen den beiden Weltkriegen in Pommern geschossen wurde. Ihm habe ich unendlich viel zu verdanken, was mir später in Schlesien in dem ausgesprochenen Rotwildrevier von sehr großem Nutzen war. Er fand einen schönen Tod: Nach einer Hühnerjagd fiel seine alte Hündin vor der Haustür mit Herzschlag tot um, und sein Herr wurde in seinem Ohrensessel etwa eine halbe Stunde später vom Tod überrascht, während seine Frau das Mittagessen bereitete. Hirschtod! Jagd vorbei! Halali!

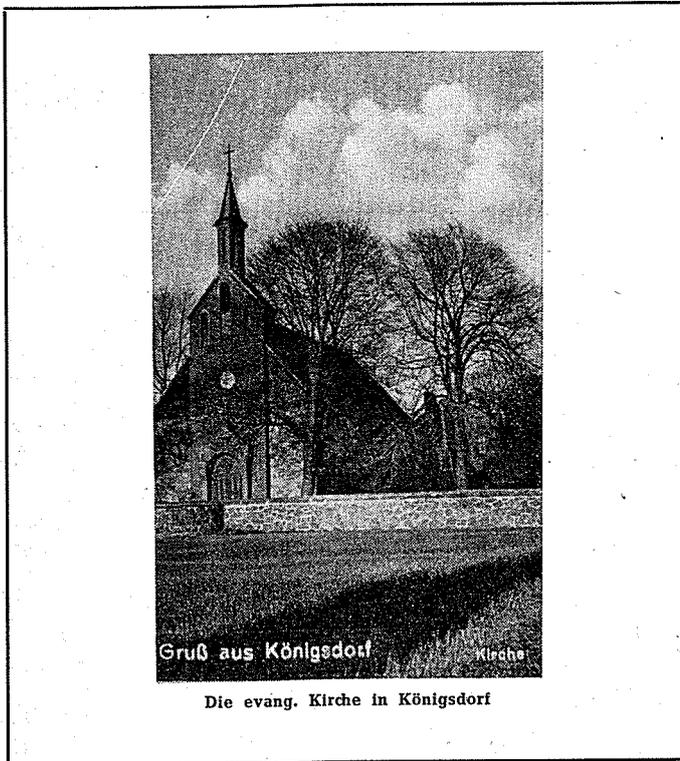
Ich kann nur noch schließen mit den Worten:
Tempi passati — vergangene Zeiten!

Das längste Dorf im Flatower Land:

Königsdorf

Als Ergänzung zu dem Bericht (Kreisblatt vom 23. November 1967) von Wolfgang Bahr möchte ich als Bürger dieser Gemeinde, die zugleich mein Geburtsort ist, folgende Sätze hinzufügen:

Die Königsdorfer Kirche war wohl eine der schönsten im Kreise Flatow. Sie war aus Granitstein erbaut und mit Gartenanlagen umgeben. Das Kirchengrundstück besaß einen großen Hof mit Scheune und Stallungen; auch 15 Hektar Pachtland gehörten dazu und wurden im allgemeinen von den Pfarrern selbst bewirtschaftet. Die Straßenfront und auch die Westseite des Gotteshauses waren mit einer Mauer aus Granitstein umgeben. Am Eingang zur Kirche war die Mauer durch ein Eisentor, welches verschließbar war, unterbrochen. Vor dem Kircheneingang las man in schwarzen Lettern die Worte: „Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, wo deine Ehre wohnt.“ An der Westseite, unmittelbar über dem Eingang, erhob sich ein hoher, spitzer Turm, auf dem oben ein Kreuz befestigt war.



Grüß aus Königsdorf

Kirche

Die evang. Kirche in Königsdorf

Der Kirchenraum faßte mit dem Seitenschiff, dem Orgelchor und den beiderseitigen Emporen 400 Menschen. Den geräumigen Altarraum zierten zwei große Bogenfenster, welche die Geburt, Kreuzigung und Grablegung Christi darstellten. Diese Fenster hatte die Bauernfamilie Kurt von Glumen der Kirchengemeinde gestiftet. Am Altar lag ein kostbarer Teppich. Drei vergoldete Kronleuchter warfen ihr Licht auf den Altarraum und den Gang.

Ergänzend muß noch gesagt werden, daß zur Kirchengemeinde Königsdorf das Gut Pottlitz und die Gemeinde Neu-Pottlitz gehörten. Es war der Domänenpächter Amtsrat Kujath, der als Patronatsvertreter von Prinz Friedrich Karl und somit als 1. Kirchenvorsitzender über alle baulichen Veränderungen mitzubestimmen hatte.

Der Glockenturm des Gotteshauses erhob sich unmittelbar an der Dorfstraße. Er bestand aus einer Eisenkonstruktion und

enthielt drei Glocken. Die ältesten Glocken mußten während des 1. Weltkrieges abgeliefert werden; sie wurden aber nach Kriegsende durch drei Stahlglocken ersetzt.

Weiterhin möchte ich W. Bahrs Bericht mit den folgenden Ausführungen erweitern: Die südliche Grenze der Gemeinde Königsdorf bildete der Glumerer See, der sich in einer Länge von 2,5 km von Glumen bis zur Mitte der Gemeinde erstreckte. Dieser See, der acht bis zehn Meter tief und stellenweise bis zu 400 Meter breit war, war außergewöhnlich fischreich und enthielt Hechte, Barsche und Schleien sowie Krebse. Aale wurden ebenfalls oft gefangen. In seiner gesamten Breite gehörte der See zur Gemarkung Königsdorf, er trug die Bezeichnung „Glumerer See“, weil die Glumia den See durchfloß. Die Nutzungsrechte besaß zuerst der Gastwirt Roeder in Königsdorf, später fischte hier der Fischereimeister Dorau aus Flatow. Die Pacht wurde an die Gemeinde Königsdorf entrichtet.

Die Seeufer waren mit Schilf und Erlenbüschen umgeben und von Seerosen verziert. Auf einer kleinen Halbinsel bei Golkas Fichtenwäldchen hatte die Gemeinde eine Badeanstalt gebaut, so daß dieses Plätzchen im Sommer besonders an Sonntagen ein Ort der Erholung für jung und alt war. An der Ostseite des Sees von Glumen bis zur Straße Proch—Bahnhof Buschdorf lief ein Feldweg, der sogenannte Mühlenweg. Diese Bezeichnung ist sehr alt. Nach einer Sage soll im Glumiatal rechts der Brücke, über welche die Straße Proch—Buschdorf verläuft, einmal eine Wassermühle gestanden haben. Diese Wassermühle soll aber durch ein Hochwasser bei Nacht und Nebel mitsamt der Müllerfamilie versunken sein. Noch heutzutage soll man um die Mitternacht das Wimmern der Müllerkinder vernehmen können. — Tatsächlich befindet sich an dieser Brücke heute noch ein kleiner Tümpel, der sehr tief ist und nicht zuwächst.

Hiermit wünsche ich allen Königsdorfern und den Landsleuten aus der näheren Umgebung, die mich als Bürgermeister gekannt haben, ein recht frohes Osterfest. Mit Heimatgrüßen

Paul Hardtke

So sieht es heute in Linde aus. Zu diesen in der Ausgabe vom Februar 1969 veröffentlichten Bildern schreibt Frau Lisbeth Andrews geb. Kirschbaum, jetzt 2 Wedel, Tinsdaler Weg 121: „Beim dritten Foto vermerken Sie, daß diese Aufnahme ungefähr vor dem Hause von Dr. Geßner gemacht wurde. Ich möchte dieses richtigstellen. Das Haus gehörte meinem Vater, dem Viehkaufmann Erich Kirschbaum. Dr. Geßner wohnt bei meinem Vater zur Miete und betrieb dort in der Parterrewohnung auch seine Praxis.“

Schwarzhandel mit „Besucher“-Autos

Gegen einen Westdeutschen, der sich in Gewahrsam der Miliz befindet, hat die Warschauer Staatsanwaltschaft eine Untersuchung eingeleitet. Ihm wird ein Vergehen gegen das im Lande gültige Devisengesetz zur Last gelegt.

Der hohe Motorisierungsstand im Westen zieht ohne Zweifel einen großen Teil der polnischen Bevölkerung in seinen Bann. Der Besitz eines Wagens hebt auch in Polen den persönlichen Kredit. Der Wagenschmuggel hatte bereits zahlreiche Besucher aus dem Westen in Unannehmlichkeiten verwickelt. Im Schleichhandel werden hohe Preise für geschmuggelte Autos bezahlt. Den Polen ist es zwar nicht gerade verboten, einen eingeführten Wagen zu erwerben, wenn der dafür von dem Verkäufer erzielte Gewinn nicht auf dem Schwarzmarkt in US-Dollars eingewechselt wird, um ins Ausland transferiert zu werden. Der Verkäufer muß dann mit hohen Strafen rechnen.

Auch mit anderen knappen Waren dürfen ähnliche „Geschäfte“ nicht getätigt werden. Der polnische Staat ist eifrig bemüht, der Korruption und dem Schwarzmarkt das Handwerk zu legen. Aber das für die Bedürfnisse der Bevölkerung allzu geringe Warenangebot macht diese Aufgabe ungemein schwierig.

Neubraa

Geschichte eines Dorfes im Kreise Schlochau

Vor 300 Jahren waren die Eheleute Christian Schmidt und Anna, geborene Proch, Besitzer von Prechlauer Mühl. Sie hatten 6 Söhne (Michael, Andreas, Johann, Lorenz, Martin, Adam) und mehrere Töchter. Die älteste heiratete den Müller Bonin in Firchau. Von der Familie Schmidt ging eine kräftige kolonisationsartige Tätigkeit aus. Johann erbe den väterlichen Grundbesitz und vergrößerte ihn gewaltig. Andreas übernahm das Kölmergut in Prechlau. Lorenz pachtete einige Jahre das Sägewerk in Altbraa und wohnte später auf den Freischulzenhöfen in Steinfort und Heidemühl. Der älteste Sohn Michael heiratete Eva Komischke. Ihre Verwandten waren Besitzer der Prechlauer Adelsgüter A und B. Der Sage nach soll Eva in Diensten der Fürstin Radziwill in Schlochau gestanden und von derselben Neubraa als Hochzeitsgeschenk erhalten haben. Die Hochzeit feierten sie in Prechlau unter einer Eiche, da die dortige Kirche in dieser Zeit abgebrannt war. Die Geschichte dagegen berichtet, daß der Starost Radziwill dem Michael Schmidt am 20. 6. 1696 erlaubt habe, an der Schneidebrücke, einer wüsten, niemals bewohnten Stelle an der Brahe, eine Papiermühle zu errichten. Dieses Privileg wurde am 18. 8. 1699 vom König August II. bestätigt. Michael ging mit zwei jüngeren Brüdern an die Rodung des Urwaldes und an den Aufbau. Die neue Siedlung hieß zunächst „Neue Mühle“ im Gegensatz zur alten Mühle in Prechlauer Mühl. Altbraa hieß in dieser Zeit meistens „Brage“. Als die Produktion anlief, wurde der neue Ort auch Papiermühle oder „Papiernia“ in den Kirchenbüchern genannt. Zum Aufbau der Gebäude durfte ein Sägewerk errichtet werden. Eine Papiermühle war im Schlochauer Gebiet bisher nicht vorhanden. Mit aller Strenge befahl die Obrigkeit den Leuten im Kreise, ihre Lumpen nur in dieses neue Papierwerk abzuliefern. Diese drohende Anweisung erfolgte, damit die Hadern nicht in das nachbarliche Pommern verkauft wurden, wo schon lange eine Papiermühle in Groß Tuchen in Betrieb war.

Die ersten 6 Jahre brauchte Michael Schmidt keine Abgaben zu entrichten. Nach Ablauf dieser Zeit mußten für die Papiermühle 36 Floren (1 Fl. = 93 Pf) und das Sägewerk 12 Floren jährlich an die Schloßkasse in Schlochau gezahlt werden. Als Grundbesitz gehörten zur neuen Siedlung $6\frac{1}{2}$ Hufen Land, das in seinen Grenzen genau angegeben und mit „Sorowien“ bezeichnet wurde. Diesen Ausdruck konnte bisher niemand erklären. Man hat die willkürliche Übersetzung „Sauerheide“ gewählt. Die Grenzen der neuen Siedlung sollten bei der Papiermühle beginnen, dann die Brahe aufwärts bis zu den großen Quellen und der lettischen Tiefe des Flusses (Gegend am Streifensee) gehen. Von dort weiter an die Nordseite des Plötzenesee, über den Rücken der angrenzenden Wolfsrügge und von dort wieder zur Mühle zurück, wo die Grenzbegehung ihren Anfang genommen hatte. Dazu kamen noch die Bornschen Wiesen, die unterhalb der Mühle lagen. Die Grenzen wurden u. a. mit Kreuzen an den Bäumen gekennzeichnet, und in die Urkunde kam der Vermerk, „diese Grenzen haben Gültigkeit bis in alle Ewigkeit.“ Wer die festgelegten Gebiete kennt, wird feststellen, daß die genannten $6\frac{1}{2}$ Hufen (Kulmische Hufe = 30 Morgen) riesengroß waren. Weitere Rechte in der Gründungsurkunde lauteten: Freies Bau- und Brennholz aus dem staatlichen Wald, aber erst nach Rücksprache mit den Beutnerältesten, freie Weide in der Staatsforst für das Groß- und Kleinvieh; im staatlichen Wald durften Hürden gebaut werden, damit das Vieh dort übernachten konnte; freie Fischerei im Plötzensee gegen eine jährliche Abgabe von 2 Gulden; Bier und Branntwein durften zum Eigenverbrauche hergestellt werden.

Das neue Dorf entstand aus „wilder Wurzel“, d. h., hier hatte nach menschlichem Wissen noch niemals eine Siedlung bestanden, wie in der Urkunde erwähnt wird. Ich bin jedoch anderer Ansicht. Es gab im Brahetal manche Erhöhung, die für Burgwälle wie geschaffen war. Am Schneiderwerder fand man eine Werkstatt für Steingeräte. Die Landschaft war reich an Gewässern mit wohlschmeckenden Fischen. In den Urwäldern mit saftigen Grasplätzen tummelte sich das Großwild. Die Gegend war wie keine zweite für Fischfang, Jagd, Viehzucht, Beutnerie und einfache Landwirtschaft geeignet. Auf verhältnismäßig engem Raum lagen 11 Seen. Zwischen diesen Gewässern befand sich die Brahe, in die viele Bächlein mündeten. Zahlreiche Quellen und Springe sorgten jederzeit für guten Graswuchs, so daß das Wild in Notzeiten von weit und breit herangelockt wurde. In alter Zeit waren die Bewohner in der Hauptsache Fischer und Jäger. So wurden auf Neubraaer Boden ein Einbaum und eine Steinaxt mit einem Loch gefunden. Eine gut erhaltene Beutnerkiefer half ich aus dem Moor bergen. Doch kann diese auch aus der Zeit nach der Dorfgründung stammen.

Michael Schmidt erhielt am 15. 7. 1708 die Erlaubnis, eine Mahlmühle mit einem Gange zu bauen. In dieser Zeit wütete die Pest im Schlochauer Lande, und diese löschte viele Menschenleben

aus. Am 5. 7. 1724 schenkte der Starost dem Michael Schmidt 44 Hufen Land. Der letzten Schenkung fehlte die königliche Bestätigung, so daß es später unter den preussischen Königen darum manchen Kummer gab. Besonderes Kaufgeld brauchte der Dorfgründer nicht zu zahlen, nur die jährlichen Abgaben. So konnte das Volk sagen, Neubraa sei seinem Besitzer geschenkt worden. Immerhin waren großes Kapital und viele Arbeitskräfte zum Aufbau erforderlich, und der Erbauer des Dorfes ist bis an sein Lebensende nicht froh geworden. Als in unserer Zeit der Mühlenteich abfloß, kamen riesige Baumstubben zum Vorschein und zeugten, daß bei der Anlage des Mühlenteiches alle gewaltigen Bäume nur mit der Axt gefällt worden waren. Michael Schmidt konnte sich der Papierbereitung nicht widmen, weil er andere Sorgen hatte. Er überließ die Papiermühle seinem Bruder Adam, und dieser verpachtete sie an den „Papierifici“ Woike, der viele Jahre die Papierherstellung betrieb. Das Sägewerk und die Mahlmühle gingen in die Bewirtschaftung von Bruder Martin über, der sein ganzes Vermögen von 3000 Talern in die Betriebe steckte. Die Mahlmühle brachte kaum Gewinn, da die Gegend dünn besiedelt war und in den umliegenden Dörfern genügend Kornmühlen vorhanden waren (in Prechlauer Mühl, Sampohl, Heidemühl, Altbraa, Flötenstein, Hammer, Pflastermühl). So blieben unserm Michael nur der Acker und sein Vieh übrig. Für seine Tätigkeit in Hof, Acker, Garten, in Wiesen und Wäldern waren bis in die Neuzeit noch deutliche Beweise sichtbar. An vielen Stellen pflanzte er Linden, entwässerte Moore, zog Gräben von den Seen. Die Wohnhäuser und Wirtschaftsgebäude mußten aufgebaut werden und der Viehbestand vermehrt werden. Michael erweiterte seinen Besitz an der Brahe abwärts bis zum Ascherhof (1724). Dort wurden Erbsen angebaut. In dieser Zeit starb seine Ehefrau Eva geborene Komischke, kinderlos. Der hinterlassene Witwer ging eine zweite Ehe ein. Um 1725 verheiratete er sich mit Elisabeth Krüger, einer jungen Pastorentochter aus Dramburg. Aus dieser Zeit könnte ein Vers stammen, der in der Neubraaer Überlieferung lebte:

„Kathrinken kam nach Neustettin
im Sommer, wenn die Linden blüh'n.
Da kam der Müller Michael Schmidt
und nahm sich das Kathrinchen mit.
Sie luden zu sich viele Gäst'
und feierten das Hochzeitsfest.
In Lindenblüten tanzten sie
die ganze Nacht bis morgen früh.“

Die junge Gutsherrin von Neubraa hatte in Rummelsburg eine Schwester, die mit einem Kaufmann Quickmann verheiratet war, eine andere ehelichte einen Apotheker in Polzin und die dritte war mit dem Pfarrer in Lottin verheiratet. Nun kam Kindersegen in die Familie Michael Schmidt. Der Erbsohn, nach seinem Großvater Christian genannt, starb jung. Die Töchter Anne Marie (geb. 1729) und Dorothea Elisabeth (geb. 1732) sicherten die Erbfolge. In dieser Zeit wurden auch im Hause des Papiermühlenspächters Woike mehrere Kinder geboren. Unter den Paten im Hause Schmidt wurden Bürgermeister und Ratsherren aus Rummelsburg, bei Woike's Paten gleichen Standes aus Baldenburg genannt. 1733 starb Michael Schmidt und hinterließ seine junge Witwe mit den beiden unmündigen Töchtern Anne Marie und Dorothea Elisabeth. Der Dorfgründer hatte ein Testament angefertigt, daß ich vor ca. 35 Jahren gelesen habe und hier nach dem Gedächtnis wiedergebe: Meine mit Gottes Hilfe, durch viele Arbeit und sauern Schweiß erworbenen Güter und mein angesammeltes Vermögen vermache ich meiner lieben Frau Elisabeth geborene Krüger, und meinen beiden Töchtern Anne Marie und Dorothea Elisabeth. Ihnen soll alles gehören zur Nutzung, was ich erworben, gekauft und erbauet habe, nach Abzug der Kosten für meine mit allen Zeremonien und Fahnen betriebene ehrenhafte Beerdigung und der Schulden, die an den Gütern hängen: Meinem Bruder Martin, der die Korn- und Sägemühlen gepachtet hat, schulde ich 3000 Taler. Er soll so lange in Neubraa wohnen bleiben, bis er das Geld erhalten oder durch Pacht abgewohnt hat. Meinem Bruder Adam, der die Papiermühle bewirtschaftet, aber weiterverpachtet hat, schulde ich 300 Taler. Er soll so lange wohnen bleiben, bis er sein Geld voll und ganz erhalten hat. Dieses Testament hatten als Zeugen unterschrieben Johann Schmidt aus Prechlauer Mühl und Müller Schulz aus Pflastermühl. — Martin Schmidt war mit einer Chamier Glischinski aus Glisno verheiratet, die jung bei der Geburt von Zwillingen starb. Adam Schmidt heiratete eine Tochter des Papiermühlenspächters Woike. Die verwitwete Gutsherrin von Neubraa ging eine zweite Ehe mit dem Müller Peter Sörgatz aus Baldenburg ein. Es wurden noch mehrere Kinder geboren, die aber nach dem damaligen Gesetz

an der bodenständigen Habe in Neubraa nicht erbberichtig waren. Gesetzliche Erben an Grund und Boden waren die beiden hinterbliebenen Schmidtschen Töchter Anne Marie und Dorothea Elisabeth. Peter Sorgatz holte seinen jüngeren Bruder Adam in seine Familie. Dieser verliebte sich in die noch sehr jugendliche älteste Stieftochter seines Bruders, und beide wurden ein Paar. So wurde Adam u. a. der Schwiegersohn seines Bruders und Anne Marie die Schwägerin ihrer Mutter. Die Schmidtsche Verwandtschaft war mit dieser Verbindung wohl nicht einverstanden. Es entstand manch ein Gerede, daß die Neubraaer Herrin es satt bekam. Eines Tages floh sie kopflos mit der ältesten Tochter nebst Schwiegersohn heimlich über die Grenze nach Pommern zu ihrer Schwester nach Polzin, die dort eine Apotheke und einen Ausschank in einem Nebenraum hatte. Die Flüchtigen aber hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Das Schloßgericht in Schlochau belegte sie mit einer Strafe von 300 Talern, haftbar blieb die geflohene Erbin Anne Marie mit ihrem Vermögen in Neubraa. Die jüngste Tochter Dorothea Elisabeth war nicht mitgegangen. Da die Geflohenen kein Geld hatten, mußte der alte Peter Sorgatz tief in die Tasche greifen, um seine Leute beim Schloßgericht auszulösen. Die Flüchtlinge kehrten reuevoll heim, und Adam versprach seinem Bruder, die 300 Taler wieder zu erstatten, wenn es ihm geldlich besser ginge. Es ist aber nie geschehen, und dies konnte Peter seinem Bruder nie vergessen.

Inzwischen wuchs die zweite Erbtochter Dorothea Elisabeth heran. Sie sollte durch ein gute Heirat Ordnung in die wirtschaftlichen Verhältnisse bringen. Daß Neubraa in damaliger Zeit eine Goldgrube war, erkannte der 23jährige Peter Nehring, ältester Sohn des Freischulzen Christoph Nehring aus Tarnowke. Er erlebte unruhige Jugendjahre; denn er wuchs in den bekannten gewaltsamen Kirchenfehden auf, die von außen barbarisch über sein Heimatdorf hereinbrachen. Peter Nehring und Dorothea Elisabeth Schmidt feierten ihre Hochzeit am 6. 8. 1747. Adam Sorgatz war sein Schwager und Mitverwalter in Sachen Vermögen, und Peter Sorgatz saß mit seiner Frau und seinen Kindern auf dem Altenteil, wenn sie überhaupt ein Recht hatten, dort zu sein. Das gemeinsame Wirtschaften ging 5 Jahre lang gut. Aber Peter Nehring erkannte, daß er alleiniger Herr von Neubraa werden mußte, wenn er vorwärtskommen wollte. Es gelang ihm, Adam Sorgatz mit seiner Frau in einem Augenblick zu bewegen, einen Verkaufsvertrag zu unterschreiben. Schwiegermutter und Schwägerin wetterten und jammerten und legten allerlei Ein-

sprüche beim Gericht vor. Doch blieb der Verkauf rechtskräftig. Adam Sorgatz erhielt das vereinbarte Kaufgeld und mußte mit seiner Familie abziehen. Auch Altenteiler Peter Sorgatz und seine Angehörigen mußten Neubraa verlassen, nachdem er eine Abfindungssumme erhalten hatte. Adam ließ sich zunächst in Pflastermühl nieder, wo er von dem Müller Schulz das Sägewerk pachtete. Er konnte aber wirtschaftlich nicht bestehen. Es standen dort zwar viel Bäume, aber es fehlten die Menschen, die die Schnittware bezahlen konnten. Adam versuchte noch einmal, den Verkauf von Halb-Neubraa rückgängig zu machen mit der Begründung, daß seine Frau bei der Unterzeichnung des Kaufvertrages noch nicht großjährig gewesen war. Alle Bemühungen hatten keinen Erfolg, und so gingen sie nach Baldenburg und kauften dort ein kleines Grundstück mit einem Häuschen. Auch die Familie Peter Sorgatz zog in dieses Städtchen.

Elisabeth Katharina Sorgatz, verwitwete Schmidt, hatte nach dem Tode ihres ersten Ehemannes viel Enttäuschung, Verbitte- rung, Kummer und Ärger erlebt. Sie schloß im Jahre 1758 die Augen. Kurz vorher war ihre Schwester, die Pfarrersfrau in Lottin, von russischen Truppen ermordet worden (Siebenjähriger Krieg). Peter Sorgatz heiratete in zweiter Ehe eine Bauerntochter aus Schwessin. Mit deren Mitgift kaufte er ein Häuslergrundstück in Baldenburg. — Eine Tragik ist es zu nennen, daß Peter und Adam Sorgatz sich in Baldenburg entzweiten. Ersterer wollte, selbst in Not, die Strafgelder für die Flucht nach Polzin zurück haben. Der Prozeß, vor dem Stadtgericht in Baldenburg geführt, entschied durch den Bürgermeister, der auch Sorgatz hieß, wenn Peter die Strafgelder unrechtmäßig gezahlt habe, so müßte er die Klage vor dem Schloßgericht in Schlochau anbringen. In den letzten Tagen der Polenherrschaft (um 1770) hatte Adam Sorgatz in Baldenburg Abgaben zu bezahlen, die er verweigerte. Da legte ihm das Gericht Soldaten in seine Stube, die seine Frau so lange beköstigen sollte, bis alle Steuern bezahlt waren. Anne Marie ließ die Einquartierung hungern, und alle Beschwerden halfen nichts. Adam Sorgatz hatte zu dieser Zeit Haus, Acker und Garten. Er pflügte mit Ochsen und hatte in seinem Garten Kartoffeln angebaut. — Die Sorgatz-Nachkommen haben über 100 Jahre lang durch gerichtliche Klagen versucht, noch etwas aus Neubraa herauszubekommen. Sie gaben u. a. an, daß Peter Sorgatz „den Schnaps geliebt hätte“ und beim Vergleich übervorteilt worden wäre. In den letzten Eingaben kamen Dichtung und Wahrheit sehr durcheinander. Alle Beschwerden wurden abgewiesen. S c h u l z
(Wird fortgesetzt)

Flatower Kurzgeschichten

Von Karl Lenz

Originale in unserer lieben Heimatstadt

Wenn ich heute über Originale schreibe, so bin ich gewiß, daß es Sonderlinge wohl in allen Klein- und Mittelstädten gab und noch gibt, die stadtbekannt wurden. Ich möchte aus der Reihe der Flatower nur drei herausgreifen und nenne zuerst **Paulchen Kottke**. Wohl jeder von uns alten Flatowern kann sich auf ihn noch besinnen. Paulchen Kottke war von hagerer Gestalt, nicht gerade prächtig gekleidet, hatte eine rote Nase und besaß eine näselnde Stimme. Die rotglänzende Nase hatte er von den vielen „Schnäpschens“ die er seines Berufes wegen einnahm; war doch Paulchen unser „Goldgräber“, das heißt, er wurde gern beim Entleeren der vielen Jauche- und Abortgruben, die damals noch vorherrschten, dienstverpflichtet. Wir Jungen haben ihn nicht verulkt oder gehänselt, eher bemitleidet, denn dem Vernehmen nach entstammte er einer früher wohlhabenden und angesehenen Bürgerfamilie.

Anders verhielten wir Schulbuben uns **Anton Rebikowski** gegenüber. Wenn wir in der nötigen Entfernung von ihm waren, riefen wir ihm gern „Anton“ oder „Anton Blitzkopf“ nach. Ob letzterer Name des glänzenden Helms oder seiner Glatze wegen gewählt wurde, ist mir nicht mehr bekannt. Tauchte er plötzlich dicht bei unserm Tummelplatz auf, so genügte der Warnruf „Rebi“, und wir waren im Nu verschwunden. Würdevoll und selbstbewußt trat er im Städtchen auf, wenn er Anordnungen des hohen Magistrats ausklingeln und verkünden mußte. „Im Namen des Magistrats geben wir hiermit bekannt . . .“, er gebrauchte gern die Mehrzahl „wir“, weil er sich auch zu dieser Behörde rechnete. Einen verbissenen Kampf führte er auf dem Wochenmarkt gegen die Hausfrauen, die auf den Wagenspeichen der Bauern standen und mit dem Daumen durch Nagelproben die angebotene Butter auf ihren Wert hin prüften. Diesen Kampf gewann Anton. Anders war es bei den Pilzfrauen, die am Rande des Friedrichplatzes von Lambert bis Drucker an ihren Kartoffelkörben, welche mit Pfifferlingen gefüllt waren, hockten und in Blechtellern oder Schüsselchen ihre Waldpro-

dukte abgaben. Von ihnen verlangte Anton, daß sie Waagen mitbringen und ihre Pilze nach Gewicht verkaufen sollten. Die Frauen lächelten nur und beharrten weiterhin auf ihrem langjährigen Recht. Rebikowski mußte kapitulieren.

Einmal hatte er einen armen Sünder in das Spritzenhaus eingesperrt, ihm einen Salzhering und einen Kanten Brot zugesprochen und ihn vergessen. Als dieser dann freikam, soll er Riesensengen Wasser vertilgt haben.

Das war Anton Rebikowski, weiland Stadtwachtmeister in Flatow.

Als Dritten im Bunde möchte ich **Triedel Haß** erwähnen. Dieser hatte sein „Labor“ zuerst im Lehmkaulen-Viertel, zog dann später in die Stewnitzer Straße neben Fuhrmann Behnke. Er war der ewige Bastler, Grübler und Tüftler und versuchte, ein Auto zu bauen. Eines Tages, um 1900 herum, hatte er es dann geschafft. Triedel startete auf der Stewnitzer Straße. Wir Gören waren natürlich sofort zur Stelle. Triedel fuhr zwar nicht im 40- oder 50-km-Tempo, aber er fuhr. Sein Gefährt ratterte und klapperte, zischte und knallte. Trat das Letztere ein, so suchten wir natürlich in der Annahme, daß er im nächsten Moment samt seinem Vehikel in die Luft fliegen würde, volle Deckung im Straßengraben. Sonst aber machten wir mit unserem Gejohle einen größeren Lärm als sein „Rennwagen“. Aber dann hatte Triedel in Höhe von Eduard Knaaks Windmühle seine erste Panne: sein Antriebswerk bockte und unser Vergnügen war damit zuende.

Triedel Haß' Name steht in keinem Lexikon und in keiner Geschichte des Automobils. Ihm sei hiermit zum ersten Male neben Daimler und Benz als dem ersten Flatower „Rennfahrer“ nachträglich ein Denkmal gesetzt.

Werbt für unsere Heimatzeitung!

Marienbuchen

**Grenzland-Volkshochschule als Quellstätte des Gemeinschaftslebens
Ein Dokumentarbericht, zusammengestellt von Hans Mausolf**

Weihe der Christkönigskapelle und der Volkshochschule in Marienbuchen

Reminiszenzen an einen denkwürdigen Tag, aus einer Aufzeichnung in Auszügen neu bearbeitet von Hans Mausolf

Vom Türmchen der Christkönigskapelle in Marienbuchen flatterten am frühen Morgen des 4. Januar 1928 gelbweiße Kirchenfahnen im Morgenwind. Über dem Hauptportal des Neubaus von Marienbuchen rauscht das große gelb-blau-weiße Hausbanner. Soweit der Frost es zuließ, war der Bauschutt entfernt. Auch im Inneren des Hauses war alles für den großen Tag gerüstet. Marienbuchen soll geweiht werden und als Volkshochschule eröffnet werden.

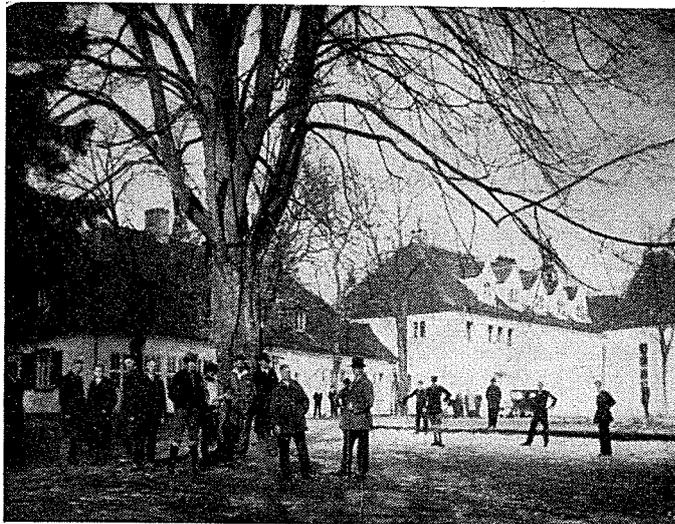
Schon um 9.00 Uhr kamen die ersten Gäste. Wagen auf Wagen fuhr heran, die Autos reihen sich. Im alten Herrenhause wurden die Gäste vom festgebenden Verein begrüßt. Volkshochschüler hefteten jedem Gast als Festabzeichen eine gelb-blau-weiße Schleife an, die die Firma Gustav Zeeck in Schneidemühl eigens für diesen Tag gestiftet hatte. Eine kleine Erfrischung stärkt nach langer kalter Fahrt die Gäste. Inzwischen füllte sich der Hof mit Gläubigen, die in unerwartet großer Zahl herbeigeströmt waren, um ihren Oberhirten zu sehen und bei der Weihe und dem ersten Gottesdienst in der neuen Kapelle zugegen zu sein. Pünktlich um 10.00 Uhr erschien der Oberhirte, Prälat Kaller, von den spaliertbildenden Schülern und den Gläubigen freudig begrüßt. Schnell ordnete sich der Festzug zum Neubau, wo machtvoll das Lied „Lobt froh den Herrn, Ihr jugendlichen Chöre“ gesungen wurde. Dann trat ein junger Mann vor und sprach den Festspruch:

Nun ist das schöne Werk getan,
Die Häuser heben sich himmelan,
bergen Stuben, Kammern und Gemach;
es fehlt nicht Keller, nicht Boden, nicht Dach.
Vom Turme ruft ein Glöcklein
liebliche Avemelodein
ins winterweiße Land hinaus,
ruft allesamt ins Gotteshaus.
Zuhöchst thront stolz ein güldner Hahn,
zu zeigen uns das Wetter an.
So ist jed' Ding aufs best' bedacht
und recht mit Fleiß und Kunst gemacht.
Zuvörderst aber danken wir gern
Gott, unserm höchsten Himmelsherrn.
Stünd nicht der Bau in seiner Gunst,
wir mühten alle uns umsonst. —
Wir spürten merklich allerwegen
seine Huld und seinen Vatersegnen.
Er mög auch fürder treu bewahren
dies Haus vor Schaden und Gefahren.
Alle Dinge und auch unsere Seelen
tun wir ihm kindlich anempfehlen,
dazu das Deutsche Vaterland.
Er schirme es mit starker Hand
und führe es aus Nacht und Not
in der Freiheit liches Morgenrot!
Nun sei auch allen Dank gesagt,
die sich gemüht und die sich geplagt,
daß dieses schöne Werk erstand,
Dank jedem Kopfe, Dank jeder Hand!
Und Gruß dir, o Jugend hochgemut,
der nun sich auf die Pforte tut
zu einem neuen schönen Leben!
Glück auf zu deinem hohen Streben!
Lehrhinge kommt ihr, werdet Meister!
Recken und Felsen im Kampf der Geister!
Licht sollt ihr sein, auf den Leuchter gestellt,
Salz sollt ihr sein einer schalen Welt,
wir blicken auf euch voll Zuvertrauen.
Ihr sollt Deutschland neu aufbauen.
Ihr seid ein jung und neu Geschlecht;
wohlan, seid wacker, lauter und edt.
Auf tut sich das Tor, zieht ein, zieht ein!
Mag Gott mit diesem Hause sein!
Das Werk nunmehr vollendet ist.
Gib deinen Segen, Herr Jesu Christ!

Nach diesem Festspruch übergab der Architekt, Regierungsbaumeister a. D. Heinicke aus Dt. Krone, dem Vorsitzenden des Vereins „Grenzland-Volkshochschulheim Marienbuchen e. V.“, Konsistorialrat Bleske, den Schlüssel des Hauses. Wie die Marienburg jenseits des Korridors, so führte er aus, deutscher Männer Werk gewesen sei, so solle auch Marienbuchen diesseits des Korridors christlichem Glauben und deutscher Art dienstbar sein und ein Werk christlicher, abendländischer Kulturarbeit im Osten pflegen.

Konsistorialrat Bleske drückte dem Architekten seine uneingeschränkte Anerkennung für das geschaffene Werk aus und übergab den Schlüssel dem vom Verein gewählten Leiter des neuen Heimes, Pfarrer Josef Bärtle. — Pfarrer Josef Bärtle, der erste Leiter der Volkshochschule Marienbuchen war ein Kind des württembergischen Allgäus. Seiner unermüdlichen Tätigkeit ist es zu verdanken, daß sein Wirken weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus Anerkennung gefunden hat. Ich hatte Gelegenheit, Einsicht in seine Arbeit zu nehmen, da in vielen Niederschriften sein umfangreiches Wirken für den Gedanken der Volkshochschule auch von berufener Seite höchste Anerkennung

gefunden hat. Wie sehr ihm gerade Marienbuchen und der deutsche Osten am Herzen lag, geht aus den Petitionen an seinen württembergischen Bischof Sproll hervor, in denen er ihn immer wieder bat, ihn doch noch für weitere Zeiträume für die Arbeit an der Grenzlandvolkshochschule Marienbuchen freizustellen. Aber eines Tages notierte der besagte Bischof am Rande einer seiner vielen Gesuche: „Geht nicht mehr, wird hier auch gebraucht.“ Nach dem Kriege wurde diesem unermüdlichen Seelsorger und Förderer der Jugendarbeit und Jugendbildung ein frühzeitiges Ende gesetzt. Pfarrer Josef Bärtle kam am 6. 5. 1949 durch einen Motorradunfall ums Leben.



Während einer Unterrichtspause im Schulgelände.

Doch weiter zur Weihe des neuen Hauses. Pfarrer Bärtle dankte der Bauleitung und dem Verein für die Mühen und wünschte Segen allen, die das Haus betreten würden, Friede auch seinen Bewohnern und Ehre allen denen, die einmal das Heim verlassen. Darauf öffnete er die Türe des neuen Hauses, das Prälat Kaller dann weihte. Die Geistlichkeit begab sich dann in den Vorraum der Kapelle, wo die feierliche Weihezeremonie ihren Anfang nahm. Die Schüler des Hauses sangen dazu das Weihelied „Ein Haus voll Glorie schauet.“ Der Prälat zelebrierte ein feierliches Pontifikalamt unter Assistenz von Prälat Schönke, Konsistorialrat Petzelt, Kuratus Polzin und Pfarrer Hundrieser aus Pr. Friedland. Die Festpredigt hielt der Oberhirte selbst. In herzlichen Worten wies er auf die Bedeutung des Tages und des Ortes hin: Marienbuchen solle eine Stätte echter Marienverehrung werden, aber auch ein Ort des wahren Gemeinschaftsgeistes sein. Der Oberhirte sagte weiter: nur von Christus könne die wahre Liebe kommen, in der die Heimat- und Vaterlandsliebe ihre tiefsten Wurzeln schlage. Mit dem Liede „Großer Gott, wir loben Dich“ schloß die erhabene Feier. Nur langsam konnten sich die Gläubigen von ihrem neuen Gotteshause trennen, das für die Umgebung von besonderer Bedeutung war, ersparte es ihnen doch weite Anfahrtswege.

Abiturienten und Primaner!

Vom 28. März bis 30. März 1969 und vom 30. März bis 1. April 1969 führen der Studentische Arbeitskreis Pommern (SAP) und der Studentenbund Ostpreußen (BOST) gemeinsam zwei **Studienberatungen** im Kreisjugendheim in Espelkam-Mittwald durch.

Abiturienten und Primaner werden von studentischen Beratern über die verschiedenen Studienfächer, Hochschulorte und das studentische Leben an der Hochschule informiert. Der Studienbeginn an der Hochschule, Finanzierung des Studiums und ähnliche Themen, die jeden Studienanfänger interessieren, werden behandelt. In Einzelberatungen wird auf besondere Fragen eingegangen. Das politische Leben an der Hochschule wird ebenfalls berücksichtigt.

Unterkunft und Verpflegung für beide Tagungen sind frei, die Bahnfahrt in Höhe der Rückfahrkarte Bundesbahn II. Klasse wird ebenfalls erstattet, dafür wird ein Teilnehmerbeitrag in Höhe von 10 DM erhoben.

Anfragen und Anmeldungen bitte an Ingrid Rau in 53 Bonn, Blücherstraße 2, Telefon 2 99 90 richten.

Mit freundlichen Grüßen
der SAP-Bundesvorstand

Wolfgang Bahr:

Was tut sich in Flatow?

Wenn man den Berichten polnischer Zeitungen und Rundfunkstationen glauben darf und mit den Aussagen unserer Landsleute vergleicht, die unsere alte Heimat besucht haben oder von dort zu uns zu Besuch kommen, dann kann man feststellen, daß sich in Flatow etwas tut. Wir wußten schon lange, daß unsere Kreisstadt kein Stiefkind der polnischen Planung und Wirtschaft ist, wie es leider andere Orte im besetzten Osten sind. Nun aber werden die Berichte genauer, konkreter, so daß sich ein ziemlich klares Bild von der Entwicklung dieser Stadt zeichnen läßt.

Bis zum 31. Dezember 1968 war Flatows Einwohnerzahl auf rund 11 000 Personen angewachsen. Als wir die Heimat verlassen mußten, zählte sie etwa 7500 Menschen. Gewiß wurden nach dem Kriege umliegende Dörfer und Siedlungen eingemeindet, aber die Bevölkerung wuchs auch durch weiteren Zuzug und Geburtenüberschuß. Polnische Zeitungen berichten, daß seit dem Kriege etwa 2000 Wohnräume, das sind etwa 800 Wohnungen und eine neue Schule erbaut worden sind. Das klingt alles so erfreulich, daß man es nur mit einiger Vorsicht als glaubhaft entgegennehmen kann. Andererseits äußern Zeitungsberichte und Radiosendungen von drüben auch manche negativen Berichte und sprechen von Mängeln in der kommunalen Wirtschaft der Stadt.

So erhielt die Stadt Flatow im Jahre 1967 den Preis als schönste und wirtschaftlichste Gemeinde in den Bezirken Schneidemühl und Köslin, und aus Berichten und Fotos deutscher Landsleute wissen wir, daß unser Heimatort recht sauber und gepflegt ist. Das alles war wohl nur möglich, weil der polnische Staat in großzügiger Weise Gewerbebetriebe und Industrien in Flatow stationierte und förderte.

Ich habe diese Anstrengungen verfolgt und sie seit 2 Jahren festgehalten. Im Oktober 1967 erfuhren wir, daß die Bundesrepublik, Großbritannien und Frankreich mit den Flatower Sägewerken Liefervereinbarungen getroffen hatten, die für jedes Land als erste Rate 10 000 Festmeter Bauholz vorsahen. Etwa 250 Menschen arbeiten in Flatows Holzverarbeitenden Betrieben. Wenn im gleichen Jahr eine Woll- und Textilfabrik die Einstellung des tausendsten Arbeiters meldete, so muß ich diese Meldung allerdings als unbestätigt in Frage stellen. Im gleichen Jahr konnte die Flatower Anilin-Druckerei im Gebäude der früheren Zeitung „Die Grenzmark“ ihre Produktion auf Vierfarbendruck umstellen.

Schon damals wurde der Bau einer Kabelfabrik für 1969 angekündigt und ein Gelände am Bahnhof als Standort genannt. Es war vorgesehen, 1969 die Produktion mit 900 Arbeitern zu beginnen, sie 1970 mit 1500 Kräften fortzusetzen, um im Jahre 1975 mit 2500 Menschen voll arbeiten zu können. Im vergangenen Jahr erfuhren wir von einer Landwirtschaftlichen Fachschule, deren Lehrbetrieb mit etwa 130 Schülern lief, und in dem Baukomplex der Firmen David Berliner—Feodor Seelert arbeitet eine Möbelfabrik. Wir wissen auch noch von anderen Produktionsstätten und Anstalten.

Sogar ein Bauern- und Trödelmarkt wird wieder auf dem Friedrichsplatz (Krautmarkt) abgehalten. Allerdings trägt er nach unseren Begriffen Züge, die einem orientalischen Basar ähneln. Inzwischen finden wir discountgewohnten Bundesbürger solch einen bäuerlichen Kleinstadtmart nicht nur recht reizvoll, sondern in mancher Beziehung sogar vorteilhaft. Ich könnte noch mehr Einzelheiten über Flatows Aufbau berichten.

Nun aber liegen vor mir Einzelheiten über den Aufbau der Kabelwerke. Auf einem etwa 30 ha großen Gelände unweit des Stadtsees zwischen Eisenbahnstrecke und Wald, das früher als Ackerland genutzt wurde, wird nun lebhaft gebaut. Produktionshalle, Werkstätten, Kesselhaus, Magazine und der Eisenbahnanschluß werden errichtet. Eine Fahrstraße gibt es zwar noch nicht, aber bald wird auch sie vorhanden sein. Insgesamt soll die Anlage 2 Milliarden Zloty kosten und dann jedes Jahr etwa 550 000 Tonnen Kabel und Leitungen aus Aluminium oder Kupfer in einem Kunststoffmantel im Wert von 3,2 Milliarden Zloty herstellen. Das würde bedeuten, daß in Flatow dann das modernste Kabelwerk des polnischen Wirtschaftsbereiches stehen würde und ungefähr die Hälfte der polnischen Kabelproduktion erzeugen könnte. Flatow wäre dann ein nicht unbeachtliches Industriestädtchen.

Sie, liebe Landsleute, werden jetzt etwas skeptisch vor diesem Bericht stehen. Auch ich vermag es noch nicht zu fassen. Wenn uns die polnischen Veröffentlichungen aber auch offen von Mängeln in der alten Heimat sprechen und wir selbst aus Erfahrungen und Augenschein auch Fortschritt und Resignation jenseits von Oder und Neiße feststellen können, dann dürften wir den Aufbauberichten wohl Glauben schenken. Dieses Nebeneinander und Gegensätzliche für die Wirtschaft im östlichen Machtbereich gilt uns beinahe als typisch, so daß auch wir zwischen Freude und Bedauern hin- und hergerissen werden. Während

unsere Nachbarstädte Krojanke und Pr. Friedland im Halbschlaf dahinvegetieren, soll Flatow solch eine glänzende Entwicklung genommen haben?

Wir wollen es gern glauben und es uns gern durch Augenschein bestätigen lassen. Noch lieber aber wäre es uns, wenn die Macht-haber dort in der alten Heimat erkennen würden, daß mit einem großzügigen Aufbau allein das Problem unserer Vertreibung nicht kompensiert oder gerechtfertigt und der Friede in Ostmitteleuropa nicht gesichert ist.

Darum: Abbau alter Sentiments, Vorurteile und Befürchtungen seitens des Ostens!

Aufbau einer Verständigung zum Wohle beider Völker und unserer geliebten Heimat!

Die Frauenrechtlerin Nahida Sturmhöfel aus Flatow

Flatow hat auch eine Dichterin hervorgebracht; es ist dies Nahida (Konkordia Henriette) Sturmhöfel, die als Tochter des Hauptmanns und Kreissteuereintnehmers Karl Friedrich Wilhelm Sturmhöfel und seiner Ehefrau Konkordia Adelheid Karoline geb. Knopf am 24. November 1822 geboren ist. Sie war eine der ersten Vorkämpferinnen auf dem Gebiete der Frauenfrage und machte sich als lyrische Dichterin einen Namen. Von ihr erschienen 1865 Gedichte unter dem Titel „Freie Lieder“, die aber sofort nach Erscheinen konfisziert wurden. Die 2. Auflage der „Freien Lieder“ erschien 1887. Später schrieb sie: „Götzen, Götter und Gott“, ferner „Neulatin als Weltsprache“ und zuletzt (1888) „Vergessene Lieder“. Sie machte viele Reisen, besonders nach Italien, und starb, 77 Jahre alt, am 24. Oktober 1899 in San Terenzo bei Spezia. Bereits 1848 hatte sie von Dresden aus im Sinne der Frauenemanzipation gewirkt.

(Aus Goerke: Der Kreis Flatow, erschienen 1918.)

Erinnerungen zum Frühlingserwachen

von Bruno Liebsch, Bückeburg

Wie eine Schar Silbermöven, die in der Ferne dahinziehen, so ziehen unsere Gedanken an die Heimatflur im Osten an uns vorüber. Nach einer Weile rücken sie aber ganz nahe in unseren Blickpunkt.

Wenn wir heute eine Birke sehen, ist sie nicht die Birke schlechthin, sondern sie steht in unserer Erinnerung im Garten unserer Heimat an einer bestimmten Stelle. Ihre zarten grünen Ruten dienen dem „Osterstiepen“, ihre saftigen Äste prangen vor den Häusern zu Pfingsten und bildeten Spalier zu Fronleichnam an den Straßen und in den Kirchen. Sie flüsterten zauberhafte Harfenlieder über froher Kinder Reigenspiel, die auf ihren Scheiteln selbstgeflochtene Kränze aus Löwenzahn trugen. Später machten Buben und Mädel ihre ersten Kletterübungen auf dem glatten Birkenstamm.

Träume und Erinnerungen werden wieder wach, wenn wir uns heute blumiger Fluren freuen. Wir alle kennen den tiefen Sinn des Landschaftserlebens dort, wo der Alltagslärm die Kinder noch nicht berührt.

Wie bestaunen wir damals das Wunder einer Bergblume oder einer Rose im Hausgarten oder einer Blume in Feld und Wald! — Wie lauschten wir dem Winde, der die hohen Wipfel uralter Tannen und Eichen bewegte! — Wie gebannt sahen wir dem Treiben von Mäusen und Eidechsen zu, die sich im Laub veraschelten . . . oder dem Spiel gekräuselter Wellen auf Bach, Fluß und Seen.

Ja, dieses Schauen war mehr als bloßes Sehen. Es war ein Hinüberneigen der Kindesseele zu den Wundertaten Gottes in der Natur. Umsomehr, wenn wir uns heute an die mannigfaltigen Dinge erinnern, die unsere Seele damals erfüllten: die erste liebevolle Berührung mit einem Grashalm, einer üppigen Wiese oder die Beobachtung selten geformter Wolken . . .

Es ist nicht so sehr das Heimweh, sondern die Sehnsucht, hinüberzugleiten in das Schöne unserer verlorenen Heimat, um im Großen das Kleine und im Kleinen das Große zu gewahren.

Ein bunter Regenbogen steht über Bach, Wiese und Ahrenfeldern mit Mohn und Kornblumen. Strahlendes Licht vermischt die Farben wie in einer „Pastorale“ und läßt sie lieblich ineinanderfließen, ähnlich wie es unsere Landschaftsmaler auf ihren Bildern ausdrücken. Und abends lauschen wir der Stille, die dem Verdämmern vorausgeht, das sich über Flur und Wald friedlich breitet und Friede leise herniedersäuselt auf die weite Welt . . .

Eine Dunstschicht verhängt die Höhen, so daß allmählich Hügel, Wald und Feld in wesenlosem Scheine versinken.

So hebt uns die Erinnerung über die Verzagtheit hinweg, da wir unsere Heimat verlassen mußten. Aber unsere augenblicklichen Gedanken werden untrennbar mit dem Erschauten verbunden bleiben, wenn wir unsere Heimat nicht vergessen.

Wissenswertes in Rentenangelegenheiten Unterlagen frühzeitig beschaffen

Erfahrungsgemäß dauert es von der Antragstellung bis zur Bewilligung einer Sozialversicherungsrente mindestens ein Vierteljahr, meist sogar wesentlich länger. Insbesondere bei Vertriebenen zieht sich die Rentenbewilligung häufig sehr lange hin, weil Unterlagen fehlen. Vertriebene sollten deshalb **frühzeitig** sich um die erforderlichen Unterlagen bemühen. Am besten fangen sie sich um ihren Rentenanspruch zu kümmern an, sobald sie das **62. Lebensjahr** vollendet haben. Noch besser: soweit es sich um Unterlagen handelt, für die Zeugen benötigt werden, fangen sie damit **jetzt gleich** an.

Für den Nachweis der Angaben zum Personenstand sind in der Regel nur **standesamtliche Urkunden** zugelassen. Das Geburtsdatum kann außer durch die Geburtsurkunde auch durch den Tauschein, die Heiratsurkunde, die Einbürgerungsurkunde, den Wehrpaß (Soldbuch), den Personalausweis oder das Arbeitsbuch nachgewiesen werden. Bevor diese Aushilfs-Urkunden Verwendung finden, ist es bisweilen angezeigt, bei der **Heimatortskartei** oder bei **Standesamt Berlin 33, Lentzeallee 107**, nachzufragen, ob dort eine Geburtsurkunde oder Taufbescheinigung ausgestellt werden kann.

Als Nachweis für Beitragszeiten dienen Versicherungskarten oder Aufrechnungsbescheinigungen. Wenn diese Nachweise fehlen, so können folgende Unterlagen aushelfen: Arbeitsbücher, Anstellungsverträge, Dienstzeugnisse, Gehaltsabrechnungen, notfalls auch Erklärungen ehemaliger Arbeitgeber, Dienstvorsetzter, Mitarbeiter oder sonstiger Personen, die aus eigener Kenntnis über die Beschäftigung und Beitragsentrichtung aussagen können. Um die heutige Anschrift solcher Personen zu ermitteln, kann man sich u. a. an die **Heimatortskartei** wenden; deren Anschrift erfährt man bei der Versicherungsstelle der Kreisverwaltung. Angestellte fragen, bevor sie sich Ersatz-Unterlagen besorgen, zweckmäßigerweise erst bei der **Bundesversicherungsanstalt** an, ob Aufrechnungsbescheinigungen oder ähnliches gettet worden ist (Berlin 31, Ruhrstr. 2). Die Akten der Landesversicherungsanstalten der Arbeiter sind in der Regel kriegsbedingt untergegangen. Wer sich Ersatz-Unterlagen beschafft hat, muß diese der Bundesversicherungsanstalt für Angestellte in Berlin oder der zuständigen Landesversicherungsanstalt der Arbeiter zur Prüfung und Anerkennung einreichen.

Für die Berechnung der Renten sind Ersatzzeiten und Ausfallzeiten von wesentlicher Bedeutung. Die Nachweise über diese Zeiten müssen von der Versicherungsanstalt anerkannt und eingetragen werden. Das erfolgt bei der zuständigen Kartenausgabestelle bei der Kreis- oder Stadtverwaltung. Ersatzzeiten sind Zeiten des Militärdienstes, der Kriegsgefangenschaft, der Arbeitsdienstpflicht, der Internierung und der Flucht. In all diesen Fällen wird auch eine anschließende Erkrankung oder unverschuldete Arbeitslosigkeit mit berücksichtigt. Sind Urkunden über den Militär- oder Arbeitsdienst, über Organisation Todt oder ähnliches nicht vorhanden, wird empfohlen, an die **Zentralnachweisstelle des Bundesarchivs in 5106 Kornelimünster** zu schreiben. Fehlen Dokumente über die Kriegsgefangenschaft, kommt als Ersatz eine Bescheinigung über die erste polizeiliche Anmeldung nach der Heimkehr in Betracht. Die Vertriebenszeit — auf jeden

Fall die Jahre 1945 und 1946 — wird aufgrund des Bundesvertriebenenausweises anerkannt. Ihn kann man bei der Gemeindebehörde beantragen. Für Verschleppungs-, Internierungs- und Haftzeiten können Bescheide nach dem Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz bzw. dem Häftlingshilfegesetz in Betracht kommen.

Die Ausfallzeiten sollen längere Unterbrechungen im Arbeitsleben des Versicherten, die auf Krankheit, Arbeitslosigkeit oder Berufsausbildung beruhen, ausgleichen; sie werden leider nur unter bestimmten Voraussetzungen angerechnet. Für Zeiten der Arbeitsunfähigkeit, der Schwangerschaft, der Arbeitslosigkeit, des Schulbesuchs und der Lehrzeit kommen — wenn Unterlagen der eigentlichen Behörden nicht mehr existieren — auch Bescheinigungen des seinerzeitigen Arztes, des seinerzeitigen Arbeitgebers, der seinerzeitigen Lehrer oder des seinerzeitigen Lehrmeisters in Betracht.

Vertriebene aus Gebieten, in denen Beiträge an die deutsche Sozialversicherung nicht entrichtet wurden, werden behandelt, als wenn sie im Altreich gearbeitet hätten. Ihre nachgewiesenen Beschäftigungszeiten werden wie Beitragszeiten gewertet.

OSMIPRESS

Nachfolgend das Anschriftenverzeichnis der Heimatortskarteien:

Heimatortskartei für:	Anschrift
Ostpreußen	2400 Lübeck, Fackenburger Allee 31 Tel. 04 51/4 55 37
Deutschbalten (Estland und Lättland)	8000 München 19, Nymphenburgerstraße 164, Tel. 08 11/5 16 42 95
Deutschbalten (Litauen)	2224 Burg/Dthm., Buchholzerstr. 40 Tel. 0 48 25/3 24
Danzig-Westpreußen	2400 Lübeck, Fackenburgerallee 31 Tel. 04 51/4 64 08
Pommern	2400 Lübeck, Fackenburgerallee 31 Tel. 04 51/4 25 27
Mark Brandenburg und die Länder der Sowjetzone	8900 Augsburg, Volkhartstr. 9 Tel. 08 21/2 84 03
Deutsche aus dem Wartheland und Polen	3000 Hannover, Seilwinderstr. 9-11 Tel. 05 11/1 35 61
Niederschlesien	8600 Bamberg, Obere Königstr. 4 Tel. 09 51/2 67 16
Oberschlesien und Groß-Breslau	8390 Passau I, Postfach 8 Tel. 08 51/40 11
Sudetendeutsche	8400 Regensburg, Bahnhofstr. 15 Tel. 09 41/5 30 16
Südosteuropa	7000 Stuttgart, Neckarstr. 222 Tel. 07 11/4 55 27
Ostumsiedler	7000 Stuttgart, Stafflenbergstr. 66 Tel. 07 11/24 56 67
Zentralstelle der Heimatortskarteien	8000 München 15, Lessingstr. 1 Tel. 08 11/53 00 44-46

Veröffentlichungen in aller Kürze kostenlos

(Bildpreis auf Anfrage)

Mehrzeilen (Grüße usw.) müssen berechnet werden.

Familien-Nachrichten

Geburtstage Kreis Schlochau

- 95 Jahre alt am 31. März Ldsm. Albert Fedtke aus Barkenfelde. Gesundheitlich geht es ihm so leidlich. Jetzt wohnt er bei seiner jüngsten Tochter, Frau Hedwig Schütt, in 5291 Bös-wipper über Wipperrfürth
- 95 Jahre alt am 1. April der Post-Betriebsassistent i. R. Josef Jahns aus Schlochau, Lange Straße. Jetzt: X 20 Neubrandenburg, Ihlenfelder Straße 46
- 88 Jahre alt am 11. März Frau Ida Remus aus Schlochau, Königstraße. Jetzt: X 5508 Sülzhayn (Südharz), Pflege- und Erholungsheim
- 85 Jahre alt am 9. März Frau Ida Roggenbuck geb. Völzke aus Grabau/Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 44, Pannierstraße 18 bei ihrer Tochter, Frau Ella Schröder.
- 85 Jahre alt am 13. März der Schuhmachermeister Bernhard Buchholz aus Schlochau, Konitzer Straße. Allen Verwandten und Bekannten sendet er herzliche Grüße aus: 23 Kiel 1, Hagebuttenstraße 28

- 84 Jahre alt am 9. Februar Ldsm. Franz Grotzke aus Pollnitz. Jetzt wohnt er bei Schwiegersohn und Tochter Irmgard Gust in X 1546 Staaken, Ernst-Thälmann-Straße 14
- 83 Jahre alt am 26. März Ldsm. Albert Siefert aus Zanderbrück, während seine Ehefrau Berta, geb. Greger am 26. Januar ihren 82. Geburtstag begehen konnte. Beide wohnen jetzt bei ihren Töchtern und dem Schwiegersohn im eigenen Heim und grüßen alle Verwandten und Bekannten. Anschrift: 22 Elmshorn, Breslauer Straße 9
- 82 Jahre alt am 21. März Frau Therese Quast aus Hammerstein, Schulstraße 13. Jetzt wohnt sie bei ihrem Sohn Horst und dessen Familie in 43 Essen, Stoetzelweg 5
- 80 Jahre alt am 22. März Frau Eva Hoppe aus Christfelde. Allen Verwandten und Heimatbekannten sendet sie hierdurch viele Grüße. Jetzt: 1 Berlin 21, Zinzendorfstraße 4
- 80 Jahre alt am 24. März Frau Anna Semrau aus Schlochau, am Hasseler Weg (Annahof). Allen lieben Verwandten und Bekannten ruft sie aus diesem Anlaß ein herzliches „Grüß Gott“ zu. Jetzt: 4905 Spenge über Herford, Biermannstraße 32

- 80 Jahre alt am 4. April Frau Hermine Flehmer geb. Dorau aus Damnitz. Jetzt: 5 Köln-Longerich, Hauptstraße 82
- 80 Jahre alt am 6. April Fräulein Ottilie Scheringer aus Schlochau, Berliner Straße 10. Jetzt wohnt sie mit ihrer Nichte, Frau Elseherta Burghardt geb. Scheringer, in 239 Flensburg, Klueser Winkel 17
- 79 Jahre alt am 19. März Ldsm. Georg Dittmar aus Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 36, Skalitzer Straße 27
- 75 Jahre alt am 1. April Ldsm. Walter Oldenburg aus Baldenburg. Jetzt: X 2061 Grabowhöfe über Waren (Müritz)
- 75 Jahre alt am 14. April Frau Elsa Wehner geb. Buckow aus Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 41, Bouchéstraße 62
- 75 Jahre alt am 18. April Ldsm. Otto Braun aus Flötenstein. Jetzt: 28 Bremen, Beim Paulskloster 22. Es gratulieren: Ehefrau, Kinder und ein Enkelkind in Bremen.
- 74 Jahre alt am 10. April Ldsm. Georg Schmelter aus Firchau. Seit dem Jahre 1955 wohnt er mit seiner Ehefrau Meta und der Tochter Elisabeth im eigenen Hause in 213 Rotenburg (Han.), Veerser Weg 2
- 73 Jahre alt am 12. März Frau Else Raddatz geb. Dobrindt aus Baldenburg. Jetzt: 24 Lübeck, Knud-Rasmussen-Straße 8
- 71 Jahre alt am 12. März der Kaufmann Wilhelm Kleist aus Baldenburg. Jetzt: 498 Bünde (Westf.), Klinkstraße 28
- 70 Jahre alt am 7. April Frau Frieda Schulz aus Penkuhl bei Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 33, Norderneyer Straße 10
- 70 Jahre alt am 14. April Ldsm. Andreas Richter aus Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 28, Fontanestraße 3
- 69 Jahre alt am 26. März Frau Frieda Schewe geb. Krause aus Gertzberg. Jetzt: 2209 Herzhorn über Glückstadt (Holst.), Am Deich
- 69 Jahre alt am 2. April Frau Meta Oldenburg aus Baldenburg. Jetzt: X 154 Falkensee, Straße der Jugend 2
- 65 Jahre alt am 16. März Annemarie Senske geb. Westphal aus Schlochau, Königstraße und vorher Gut Neuohof bei Karzenburg. Jetzt: 2355 Wankendorf über Neumünster, B. 404
- 65 Jahre alt am 1. April Ldsm. Max Greger aus Peterswalde. Bei bester Gesundheit grüßt er alle Verwandten und Bekannten recht herzlich. Jetzt: 2407 Bad Schwartau, Kleinmühlenstr. 17
- 65 Jahre alt Frau Berta Zirr geb. Horn aus Briesnitz/Baldenburg. Jetzt: 1 Berlin 31, Joachim-Friedrich-Straße 22
- 60 Jahre alt am 14. März Frau Margarethe Thielmann geb. Stolpmann aus Bölzig. Jetzt: 3251 Aerzen über Hameln, Grehberg 25

Geburtstage Kreis Flatow

- Am 26. März 1969 begeht Frau Emma Totz geb. Belz, Witwe des Gastwirts Carl Totz aus Flatow, Hauptmarkt 1, ihren 98. Geburtstag. Die noch erstaunlich rüstige und geistig bewegliche Jubilarin, welche jetzt bei ihrer Tochter Frau Hilde Ullrich in 317 Gifhorn, Im Hängelmoor 7, wohnt, zählt wohl zu den ältesten Flatowerinnen. — Der geliebten Heimat nach wie vor verbunden, freut sie sich über jeden Besuch und über jeden Brief von Heimatfreunden. Möge der Jubilarin auch im neuen Lebensjahre Gesundheit beschieden sein, damit sie auch einmal den 100. Geburtstag im Kreise ihrer Lieben feiern kann.
- 84 Jahre alt am 18. April 1969 Bundesbahnsekretär i. R. Hermann Klotz, bis 1927 in Schönfeld, Kr. Flatow und bis 1945 Bahnhof Firchau. Jetzt: 833 Eggenfelden (Niederbayern), Simonsöd 5
- 79 Jahre alt am 25. März Ldsm. Karl Acker aus Krojanke. Jetzt wohnt er bei seinem Sohn Kurt in 2161 Bützfleth, In der Kolonie 452
- 74 Jahre alt am 10. April Oberst a. D. Herbert Müller, früher bei der Schutzpolizei in Flatow. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 6 Frankfurt (M.), Savignystraße 75
- 69 Jahre alt am 16. März Frau Anna Birkner geb. Dahlke aus Gursen. Jetzt: 1 Berlin 19, Rönnestraße 12
- 68 Jahre alt am 12. April Eisenbahnobersekretär i. R. Erich Vergin aus Linde. Jetzt wohnt er mit seiner Ehefrau in 316 Lehrte, Schützenstraße 15. — Wir gratulieren herzlich und freuen uns auf ein Wiedersehen in Gifhorn.
- 67 Jahre alt am 19. März Frau Ottilie Dahlke aus Gursen. Jetzt: 1 Berlin 10, Gierkezeile 28
- 67 Jahre alt am 22. März Ldsm. Anton Dannelke aus Gursen. Jetzt: 2071 Meilsdorf (Holstein)
- 67 Jahre alt am 8. April Ldsm. Fritz Dahlke aus Gursen. Jetzt: 1 Berlin 10, Gierkezeile 28
- 67 Jahre alt am 18. April Ldsm. Erich Krüger aus Gursen. Jetzt: 1 Berlin 51, Schwabstraße 23
- 66 Jahre alt am 12. April Frau Erna Walter geb. Bartz aus Gursen. Jetzt: 1 Berlin 30, Elsholzstraße 8

Konfirmationen

Am 23. März 1969 werden konfirmiert:

Regina Hartwig, 445 Lingen (Ems), Sandstraße 10/a (Eltern: Günter Hartwig und Frau Irma geb. Rahmel aus Richnau, Kr. Schlochau)

Angelika Kuss, 7503 Neureut (Baden), Bachstraße 22 (Eltern: Kuno Kuss und Frau Luise aus Lancken, Kreis Flatow)

Am 30. März 1969 (Palmsonntag) wird konfirmiert:

Heide Ritgen, 5585 Enkirch über Bullay (Mosel), Kenterpfad. (Tochter von Karl Eugen Ritgen und Enkelkind von Georg Ritgen aus Barkenfelde)

(Weitere Meldungen über Konfirmationen und Erstkommunionen in der April-Ausgabe)

Erstkommunion

Am 13. April 1969 empfangen die erste heilige Kommunion; Beate Thomas und Michael Huber in 7712 Blumberg (Baden), Buchbergstraße 31 (Eltern: Gerold Huber und Frau Annamaria geb. Lietz; Großeltern: Johann Lietz und Frau Lucia geb. Hinz aus Starsen, Kreis Schlochau.)

Glücklicher Abiturient

Am Canisius-Kolleg zu West-Berlin bestand Wolfgang Barucker, Sohn des Kriminalbeamten Günter Barücker und seiner Ehefrau Christel geb. Bartz aus Mankau-Firchau, Kr. Schlochau, am 6. Februar 1969 das Abitur. Er beabsichtigt, Mathematik zu studieren. Jetzt: 1 Berlin 44, Wildenbruchplatz 5

Silberhochzeiten

Am 4. März 1969: Ldsm. Helmut Koblitz und seine Ehefrau Wenda geb. Buchholz aus Baldenburg. Jetzt: 2839 Staffhorst 43 über Sulingen

Am 25. März 1969: Ldsm. Alfons Buchholz und seine Ehefrau Hedwig geb. Sülz aus Schlochau, Konitzer Str. Jetzt: 23 Kiel 1, Hagebuttenstraße 28

Am 27. März 1969: Studienrat Hans Bartkowski und seine Ehefrau Anneliese geb. Brüggemann aus Schlochau, Oberschule. Jetzt: 84 Regensburg, Bischof-Wittmann-Straße 42

40 Jahre verheiratet

Ihr 40jähriges Ehejubiläum begehen am 23. April die Eheleute Fritz und Ottilie Dahlke aus Gursen, Kreis Flatow. Jetzt: 1 Berlin 10, Gierkezeile 28

Goldene Hochzeit

Am 29. März 1969: die Eheleute Johann Steinberg und Frau Emilie geb. Wellnitz aus Krojanke, Kreis Flatow, Schulstraße. Jetzt: 289 Nordenham/Phiesewarden, Schüttingstraße 27 bei Wagner



Am 1. April 1969 kann das Ehepaar Julius und Berta Mielke aus Krummensee, Kreis Schlochau, das seltene Fest der

Diamantenen Hochzeit

feiern. Zur Zeit wohnen Mielkes in 1 Berlin 51, Brienzer Str. 55

Es starben fern der Heimat

Ldsm. Wilhelm Koenigsdorff aus Schlochau-Kaldau am 14. Februar 1969 im Alter von 60 Jahren. Zuletzt: 7101 Massenbachhausen, Nordstraße 11

Frau Martha Zander geb. Döpke aus Stretzin, Schildberger Straße am 20. Februar 1969 im Alter von 91 Jahren. Zuletzt: bei E. Penke und Tochter Meta in X 2033 Sophienhof, Kr. Demmin

Frau Martha Wollschläger geb. Klomp aus Eickfier am 16. Februar 1969 im Alter von fast 92 Jahren. Zuletzt: Buchhof, Kr. Horb (Neckar)

Ldsm. Paul Moldenhauer aus Penkuhl am 9. Februar 1969 im Alter von 86 Jahren. Zuletzt: 1 Berlin 21, Lüneburger Str. 24

Ldsm. Emil Wenzel aus Barkenfelde am 27. Februar 1969 im Alter von 80 Jahren. Zuletzt: 46 Dortmund-Aplerbeck, Ringofenstraße 29

Schneidermeister Johann Michalke aus Stegers am 24. Dezember 1968 im Alter von 88 Jahren. Zuletzt: 5152 Bedburg (Erf), Neustraße 3

Dipl.-Kfm. Fritz Haenchen aus Dobrin/Pr. Friedland am 5. Dezember 1968 im Alter von 68 Jahren. Zuletzt: 6052 Mühlheim (Main), Offenbacher Straße 42

Ldsm. Johann Patina aus Glumen, Kr. Flatow und später Pr. Friedland am 31. Januar 1969 im Alter von 93 Jahren. Zuletzt: bei seiner Tochter, Frau Ursula Lupa und seinem Schwieger- sohn in 58 Hagen-Vorhalle, Sporbecker Weg 50.

Der frühere Landwirt August Pankau aus Buschdorf am 26. Februar 1969 im Alter von 73 Jahren. Zuletzt: 3339 Jerxheim, Kr. Helmstedt, Südstraße 4

Frau Cleopha Stelte geb. Witkowski aus Adolfsdorf-Radawitz am 3. Februar 1969 im Alter von 59 Jahren. Zuletzt: 4471 Siedlung Wesuwe bei Meppen

Ldsm. Albert Rubarth aus Flatow. Zuletzt: 316 Lehrte, Sülter- berg 30 (laut Mitteilung der Bundespost)

Anschriftenänderungen

Hans-Joachim Buchweitz aus Schlochau. Jetzt: 4931 Belle, Kreis Detmold, Alte Schmiede — **Wilhelm Bohn aus Mossin und Lichtenhagen.** Jetzt: 3509 Elbersdorf über Melsungen, Ortsteil Kaltenbach bei Familie Körber — **Frau Hedwig Woytalewicz geb. Gabriel aus Bahnhof Firchau.** Jetzt: 1 Berlin 61, Arndt- straße 5 und Tochter **Dorothea Bomnüter geb. Woytalewicz aus Bahnhof Firchau.** Jetzt: 1 Berlin 61, Urbanstraße 183 — **Frau Gertrud Pischke aus Pr. Friedland, Töpferstraße 11.** Jetzt: 8672 Selb-Plößberg, Schönwalder Straße 28 — **Paul Balk aus Schlo- chau, Marktstraße.** Jetzt: 5 Köln-Lindenthal, Schollstraße 35/37, I. **Frau Gertrud Steinkillberg geb. Blank aus Pr. Friedland, Forst- haus Rehwinkel.** Jetzt: 208 Pinneberg, Stauffenberg-Straße 56

Familien-Anzeigen

Abdruck gegen Berechnung der Unkosten

Am 16. März 1969 feierte unsere liebe Mutter Elfriede Wiener aus Schlochau, Lange Straße 40, ihren

80. Geburtstag

in voller geistiger und körperlicher Frische. Wir wünschen ihr noch viele schöne Jahre im Kreise ihrer Familie.

Ihre Kinder:

Lotte Neumann geb. Wiener

Gerda Kreutzer geb. Wiener

Robert Kreutzer

Willy Wiener und Frau Lotti

Ernst Wiener und Frau Hanna

Hellmut Wiener und Frau Helga

Fritz Wiener und Frau Marlene

Siegfried Wiener und Frau Irmi

17 Enkel und 11 Urenkel

3181 Reislingen, Ringstraße 29

Suche aus den Kreisen Flatow oder Schlochau eine Witwe oder ledige Frau im Alter von 40 bis 55 Jahren, die noch Lust und Liebe hat, einen modern eingerichteten land- wirtschaftlichen Haushalt zu versehen. **Schlicht um Schlicht.**

Bitte senden Sie Ihre Briefe an das Kreisblatt in 53 Bonn 5, Postfach 5045 und vermerken Sie auf dem Umschlag die Kennziffer 246. Alle Briefe werden sofort an den Auftraggeber weitergeleitet.

Ich suche die Anschrift von Gutsbesitzer **Otto Beck- man n**, früher wohnhaft in Annafeld, Kreis Flatow.

Nachricht erbittet:

Frau Agnes Mammach, 724 Horb a.N., Kreuzerstr. 25

Wir geben die am 20. April 1969 stattfindende Konfirmation unserer Tochter Inge bekannt und grüßen hiermit alle Heimatfreunde und Bekannten aus Dt. Briesen und Umgebung.

Friedrich Bleck und Frau Elfriede
3001 Harkenbleck bei Hannover,
A. d. Mühlenstraße 3



Lina Huschke

geb. Meifert

gebürtig aus Pr. Friedland

ist am 6. März 1969 im 73. Lebensjahr plötzlich von uns gegangen.

In stiller Trauer:

Anna Ranft geb. Meifert

Tilly Patschka geb. Meifert

Rudi Patschka

317 Gifhorn, Königsberger Straße 6

Erst jetzt erhielten wir die traurige Nachricht, daß unser lieber Bruder, Schwager und Onkel

Walter Rach

am 18. 8. 1944 in Brignoles (Südfrankreich) gefallen ist.

Im Namen aller Angehörigen:

Otto Rach

3201 Volkersheim über Hildesheim
Früher: Schwente, Kreis Flatow

Nach kurzer schwerer Krankheit verstarb heute meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwiegertochter, Schwester, Schwägerin und Tante, Frau

Ada Bauer

geb. Mathews

im Alter von 56 Jahren.

Für alle Angehörigen:

Rudolf Bauer und Kinder

639 Usingen, den 6. Februar 1969
Pestalozzistraße 5

Früher: Aspenau, Kreis Flatow

Allen seinen Freunden und Bekannten zeige ich das Hinscheiden meines lieben Vaters, Bruders und Großvaters

Karl Maschke

aus Grunau, Kreis Flatow

an, der am 26. Februar 1969 von uns gegangen ist.

Christel Liermann geb. Maschke

Die Trauerfeier fand am 1. März 1969 in Gr. Spiegelberg, Kreis Straßburg, statt.

Was Gott tut, das ist wohlgetan.

Nach kurzem, mit großer Geduld ertragenem Leiden verschied heute im Glauben an ihren Erlöser unsere herzengute Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Urgroßmutter, Schwester, Tante und Kusine

Frau Auguste Redies

geb. Janz
geb. 16. 4. 1881 - gest. 12. 2. 1969

im gesegneten Alter von fast 87 Jahren.

In stiller Trauer:
Kinder, Enkelkinder und die
Anverwandten

562 Velbert/Rhld., Rosenweg 4
Früher: Lancken, Kreis Flatow/Pommern.

Die Trauerfeier fand am Montag, dem 17. Februar 1969, um 14.00 Uhr in der Kapelle des städt. Waldfriedhofes statt; anschließend war die Beerdigung.

Am 5. März 1969 schloß nach einem erfüllten Leben seine lieben Augen für immer mein lieber Mann und bester Lebensgefährte in Freud und Leid

Willy Gennrich

Lehrer i. R.

im Alter von 83 Jahren.

Ida Gennrich geb. Beetz
und Angehörige

671 Frankenthal, Westliche Ringstraße 13
Früher: Gresonse und Neuhoof, Kreis Flatow

Der Herr über Leben und Tod nahm am 26. Januar 1969 im Alter von 82 Jahren unseren guten und treusorgenden Vater, Schwiegervater, Großvater, Urgroßvater, Bruder und Schwager

Robert Paetz

nach einem erfüllten und christlichen Leben nach kurzem, schwerem Leiden, versehen mit den heiligen Sterbesakramenten, zu sich in die ewige Heimat.

In stiller Trauer:
Josef Dimmig und Frau Gertrud
geb. Paetz
Otto Paetz und Frau Marta
Josef Sabel und Frau Elisabeth
geb. Paetz
Reiner Küpper und Frau Maria
geb. Paetz
und alle Verwandten

567 Opladen, Kettelerstraße 14
Früher: Flötenstein

Plötzlich, für uns alle viel zu früh und unerwartet, verstarb nach langer, schwerer Krankheit an den Folgen eines Kriegsleidens mein lieber Mann, unser guter treusorgender Vater, mein lieber Sohn und Bruder, unser Schwiegersohn, Schwager, Neffe, Vetter und Onkel

Oskar Röhrbein

* 11. Februar 1925 † 9. Februar 1969

In stiller Trauer:
Käte Röhrbein geb. Rieger
Volker, Dietrich und Gunter
Auguste Röhrbein als Mutter
X 2337 Binz/Rügen, Goethestraße 3
Reinhard Röhrbein und Familie
43 Essen, Hundebrinkstraße 27
und alle Anverwandten

X 2355 Saßnitz/Rügen, K.-Marx-Straße 37
Früher: Flatow/Pommern

Wir haben ihn am 13. Februar 1969 auf dem Alten Friedhof zur letzten Ruhe gebettet.

Du bist befreit von Leid und Schmerz,
Du liebes treues Mutterherz.
Nun ruhen Deine fleißigen Hände,
die stets zu helfen war'n bereit;
Dein denken wir in Ewigkeit.

Gott der Herr erlöste am 31. 12. 1968 durch einen sanften Tod unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma, Schwester und Tante

Hedwig Spors

geb. Blank

im Alter von 69 Jahren.

In tiefer Trauer:
Paul Flatau und Frau Hildegard geb. Spors
Hedwig Blank geb. Spors
Franz Spors und Frau Antonie geb. Henning
Günter Jackwitz und Frau Agnes geb. Spors
Heinrich Bosowski u. Frau Maria geb. Spors
Bruno Spors und Frau Annegret geb. Norda
Engelbert Spors und Frau Lene geb. Jürgens
und alle Enkelkinder

2432 Sebent, Post Damlos, Kr. Oldenburg (Holstein)
Früher: Rittersberg, Kreis Schlochau/Pommern

Das „Neue Schlochauer und Flatower Kreisblatt“ erscheint monatlich einmal um die Mitte des Monats und kostet vierteljährlich durch die Post bezogen 3,— DM. Im Drucksachenversand vierteljährlicher Preis 3,— DM. Auslandspreis jährlich 15,— DM. Der Betrag ist im voraus zahlbar. Einzelhefte durch den Herausgeber. Ältere Jahrgänge sind zum größten Teil noch lieferbar. Preis auf Anfrage.

Das Kreisblatt kann jederzeit bei jedem Postamt im Bundesgebiet oder direkt beim Herausgeber in 53 Bonn 5, Postfach 5045, bestellt werden. Es hat die Kennnummer Z 5277 E und ist in der Postzeitungsliste auf Seite 325 eingetragen.

Alle zur Veröffentlichung bestimmten Einsendungen müssen für die laufende Ausgabe jeweils 14 Tage vor Erscheinen beim Herausgeber eingetroffen sein. Postscheckkonto: Erich Wendtlandt, Sonderkonto Schlochau in Bonn, Postscheckamt Hamburg, Kontonummer 167 46.

Herausgeber: Erich Wendtlandt, Bonn 5, Sandtstraße 32, Postfach 5045.

Druck: J. F. Carthaus, Bonn.

Postanschrift: Kreisblatt, 53 Bonn 5, Postfach 5045.

Verlag: Erich Wendtlandt, Bonn, Sandtstraße 32.

**Letzter Einsendetag für die
Ausgabe April 1969**

8. April